



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

## Saatgut am Scheideweg

Über die Koexistenz von selbständig vermehrtem Landsortensaatgut und  
zugekauften Hybridsaaten in einem Weinviertler Zwiebeldorf

Verfasserin

Nicole Bachleitner, BA

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer:

ao. Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Diese Arbeit widme ich  
Laura, Martin und \*



## Inhaltsverzeichnis

<b>Dank</b>	5
<b>1. Einleitung</b>	6
<b>2. Methodische Herangehensweise</b>	11
<b>3. Saatgut: seine Entwicklungsgeschichte und vielen „Gesichter“</b>	18
3.1. Am Anfang war das Korn	19
3.2. Saatgut als Produktionsmittel	21
3.3. Saatgut als Ernährungsgrundlage	22
3.4. Saatgut als kultivierte Biodiversität	22
3.5. Saatgut als Weltkulturerbe	24
3.6. Saatgut als Handelsware	25
3.7. Saatgut als Forschungsobjekt	27
3.8. Saatgut als Gefahrenquelle	28
3.9. Saatgut als schützenswertes Gut	31
<b>4. Das Land um Laa und der Zwiebelanbau</b>	33
4.1. Unterstinkenbrunn und das Land um Laa	33
4.2. Die Zwiebel: eine vielseitige Frucht	38
4.3. Die Bedeutung des Zwiebelanbaus	41
4.3.1. Zwiebelanbau im internationalen und nationalen Kontext	42
4.3.2. Zwiebelanbau im Land um Laa	45
<b>5. Über die Koexistenz von Landsorten- und Hybridsaatgut</b>	56
5.1. Theoretische Betrachtungen zum Unterstinkenbrunner Zwiebelanbau	58
5.1.1. Sinnhaftes vs. rationales Handeln	58
5.1.2. Strategien zum wirtschaftlichen Erfolg	63
5.1.3. Einschränkungen bäuerlicher Entscheidungsfreiheit	67

5.2.	Der Anbau von Hybridsaatgut als Ausdruck gewandelter Rahmenbedingungen _____	73
5.2.1.	Zwiebelanbau anno dazumal _____	74
5.2.2.	Von der Notwendigkeit gutes Saatgut zu haben _____	82
5.2.3.	Vom Einzug der Maschinen _____	85
5.2.4.	Vom Schwinden der Arbeitskräfte _____	93
5.2.5.	Von der Quantität und Qualität des Bodens _____	99
5.2.6.	Von den Anforderungen des Marktes _____	106
5.3.	Die Vorteile des Eigenbaus _____	111
5.3.1.	Eigenbau als Strategie zur Ertragmaximierung _____	112
5.3.2.	Eigenbau als Strategie zur Risikominimierung _____	115
5.3.3.	Eigenbau als Maßnahme zur Erhöhung des eigenen Wohlbefindens _____	116
<b>6.</b>	<b>Zusammenfassung und Ausblick _____</b>	<b>119</b>
<b>7.</b>	<b>Abkürzungsverzeichnis _____</b>	<b>124</b>
<b>8.</b>	<b>Interviewverzeichnis _____</b>	<b>125</b>
<b>9.</b>	<b>Quellenverzeichnis _____</b>	<b>126</b>
	<b>Abstract _____</b>	<b>137</b>
	<b>Lebenslauf _____</b>	<b>138</b>

### **Abbildungsverzeichnis**

Grafik 1	Anteil einzelner Nahrungskomponenten am Gesamtenergiebedarf (2005 – 2007) in % _____	23
Grafik 2	Top-Ten der Zwiebelproduzenten weltweit 2009 (in 1.000 to) _____	42
Grafik 3	Top-Ten der Zwiebelproduzenten in der EU 2010 (in 1.000 to) _____	43
Grafik 4	Entwicklung der Zwiebelproduktion in Österreich zwischen 1995 und 2010 (in 1.000 to) _____	44

## Dank

Es gibt viele Ziele im Leben, die man ohne die Unterstützung anderer Menschen nicht erreichen könnte. Eines dieser Ziele in meinem Leben ist die hier vorliegende Diplomarbeit. Am Anfang stand ein Wunsch, ein vager Plan, eine Arbeit über Saatgutvermehrung zu schreiben. Dass ich diesen Wunsch in die Tat umsetzen konnte, verdanke ich einer ganzen Reihe von Menschen, die mich bei diesem Vorhaben tatkräftig unterstützt haben. Ich möchte daher die Gelegenheit nutzen, mich bei diesen Menschen ganz herzlich zu bedanken.

Diese Diplomarbeit basiert zu einem großen Teil auf dem Wissen und den Erfahrungen der Zwiebelbauern und Zwiebelbäuerinnen von Unterstinkenbrunn und Umgebung. Ohne die zahlreichen Informationen, welche ich von ihnen im Zuge meiner Feldforschung erhalten habe, hätte diese Diplomarbeit nie entstehen können. Vielen lieben Dank dafür!

Ebenfalls bedanken möchte ich mich bei Gerti Seiser, die mich stets mit viel Geduld und fachlicher Kompetenz durch den gesamten Entstehungsprozess der Diplomarbeit begleitet hat und mir damit eine große Hilfe war. Ihr Lob, aber vor allem auch ihre Kritik, hatte einen maßgeblichen Einfluss auf die hier vorliegende Arbeit.

Für seine Begeisterung für den Themenbereich „Agricultural Anthropology“ und den daraus resultierenden spannenden Unterricht danke ich Professor Hamish Forbes von der *University of Nottingham*. Ohne seine motivierenden Worte hätte ich vermutlich ein völlig anderes Diplomarbeitsthema gewählt.

Dank gebührt auch meiner Freundin und Studienkollegin Katharina Neuner, die stets regen Anteil an dem Fortgang meiner Diplomarbeit genommen hat und mir durch zahlreiche Diskussionen über meine Ideen und Konzepte eine größere Unterstützung war, als sie vermutlich ahnt.

Ein ganz besonderes „Danke“ möchte ich auch meinem Lebensgefährten Martin für seine oft so dringend notwendigen motivierenden Worte aussprechen sowie meiner Tochter Laura, die während meines gesamten Studiums sehr viel Verständnis für meine häufig sehr eingeschränkten Zeitressourcen aufbringen musste. DANKE!

## 1. Einleitung

Saatgut ist etwas Wunderbares. Jedes Jahr aufs Neue staune ich über die Größen-, Farben- und Formenvielfalt der in meinem Gemüsegarten heranreifenden Samenstände. Noch viel mehr staune ich allerdings über die gewaltige Kraft, die in jedem einzelnen dieser oft so winzigen Samenkörner steckt und im folgenden Frühjahr eine neue, nahrhafte Pflanze daraus wachsen lässt. Gemüseanbau und Saatgutgewinnung – diese ursprünglich von mir als ein Hobby praktizierten Tätigkeiten, haben sich mittlerweile zu einer regelrechten Leidenschaft entwickelt. Durch sie habe ich erkannt, wie bedeutend der stetige Kreislauf aus Anbau, Ernte, Saatgutgewinnung, Saatgutlagerung und neuerlichem Anbau für die menschliche Ernährung – und somit auch die menschliche Existenz – ist. Die Fruchtbarkeit des Samens ist der Garant dafür, dass Bauern und Bäuerinnen, Gärtner und Gärtnerinnen Jahr für Jahr eigenständig Nahrungsmittel produzieren können. Die Ernte des einen Jahres ist das Saatgut des kommenden. So verhielt es sich über die letzten 10.000 Jahre, und so ist es auch heute noch – oder doch nicht?

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts haben sich im Bereich der Landwirtschaft gewaltige Veränderungsprozesse ereignet. Technische und chemische Neuentwicklungen, sozio-ökonomischer Wandel sowie ein grundlegender Paradigmenwechsel innerhalb der nationalen Agrarpolitiken führten zu einem sukzessiven Rückgang kleiner bäuerlicher Mischbetriebe und einer gleichzeitigen Zunahme spezialisierter und technisierter Großbetriebe. Die Einführung von Mineraldüngern, chemischen Pflanzenschutzmitteln und landwirtschaftlichen Maschinen brachte eine deutliche Steigerung der Anbauflächen sowie einen Umstieg von Misch- auf Monokultur<sup>1</sup> mit sich (vgl. Langthaler 2010, Federico 2005). Auch am Saatgutsektor kam es zu einschneidenden Neuerungen. Während bis etwa zum Ende des 19. Jahrhunderts Bauern und Bäuerinnen selbst für die Produktion ihres Saatguts zuständig waren, und somit auch die Verfügungsgewalt über dieses so bedeutende Produktionsmittel besaßen, führte das Aufkommen der professionellen Pflanzenzucht und des damit einhergehenden Sortenschutzes zu einer zunehmenden Kommodifizierung und Privatisierung von Saatgut (vgl. Heisting 2001: 41ff). Intensiviert wurde diese Entwicklung durch die Erfindung von Hybridsaatgut, wodurch nicht nur die Saatgutproduktion vom Feld ins Labor verlagert wurde, sondern auch die bis dahin als selbstverständlich betrachtete Vermehrungsfähigkeit von Saatgut ins Wanken

---

<sup>1</sup> Der Begriff „Mischkultur“ bezeichnet den gleichzeitigen Anbau mehrerer Nutzpflanzenarten auf derselben Fläche, während der Begriff „Monokultur“ für den wiederkehrenden, großflächigen Anbau einer einzigen Nutzpflanzenart steht (vgl. Website Deutsche Pflanzenforschung).

geriet.<sup>2</sup> Mit dem Überhandnehmen von Hybridsaatgut in der Landwirtschaft kam es zusehends zu einer Trennung von bäuerlichem Betrieb und Saatgut als einem seiner elementarsten Produktionsmittel. Der Kreislauf von Anbau, Saatgutgewinnung und neuerlichem Anbau war somit durchbrochen. Über viele Generationen hinweg gezüchtete und an ihre spezifischen Umweltbedingungen angepasste Landsorten<sup>3</sup> verschwanden von den Feldern und gingen somit unwiederbringlich für den Anbau und eine eventuelle weitere Züchtungsarbeit verloren. Die im Verlauf von Jahrtausenden von unseren Vorfahren entwickelte Kulturpflanzenvielfalt ist im Begriff, sich aufgrund der Entwicklungen der letzten Jahrzehnte zusehends in einen genetischen „Einheitsbrei“ zu verwandeln, dessen negative Auswirkungen sich gegenwärtig bereits in Form von erhöhten Ernteausfällen bemerkbar machen. Bedingt durch die in manchen Anbaugebieten vorherrschende geringe genetische Variabilität, können sich Krankheiten und Schädlinge rasant ausbreiten und zu verheerenden Missernten führen, wie dies beispielsweise im Jahr 1970 auf amerikanischen Maisfeldern der Fall war, als eine neue Blattfleckenkrankheit den Ernteertrag auf die Hälfte des Üblichen reduzierte. „Eine Krankheit, die acht Jahre zuvor erstmals auf den Philippinen festgestellt worden war, ging plötzlich zum Angriff auf das Texas-Zytoplasma<sup>4</sup> über, das fast alle im Süden angebauten Hybridsorten aufwies. Die Vielfalt der Sortennamen bei Mais hatte die genetische Gleichförmigkeit der Konzernzüchtungen verschleiert“ (Mooney 1981: 21).

Die Gründe für den Entschluss, meine Diplomarbeit über *Saatgut* zu schreiben, liegen zum einen in meinem großen persönlichen Interesse an diesem Themenbereich sowie an einer gewissen Besorgnis hinsichtlich der aktuellen Veränderungen im Saatgutsektor und den sich abzeichnenden, negativen Auswirkungen. Ziel dieser Arbeit ist es, herauszufinden, welche Einflussfaktoren sich auf die Entscheidung eines Bauern/einer Bäuerin hinsichtlich des anzubauenden Saatguts auswirken. In der sozialwissenschaftlichen Forschung ist diese Thematik bisher eher „stiefmütterlich“ behandelt worden. Dies trifft insbesondere auf die Erforschung dieser Einflussfaktoren bei LandwirtInnen aus den sogenannten „Industriestaaten“ zu<sup>5</sup>, weshalb mich dieser Bereich ganz besonders reizte. Auch in agrarhistorischen Arbeiten ist nur selten etwas über Saatgut, seine Bedeutung und seine

---

<sup>2</sup> Für nähere Erläuterungen zu Hybridsaatgut siehe Kapitel 3.7.

<sup>3</sup> Als „Landsorten“ bezeichnet man stabile Populationen von Kulturpflanzen, die sich aufgrund stetig wiederholten Anbaus in einer bestimmten Region an die spezifischen Umweltbedingungen des Standorts angepasst haben (vgl. Falschlunger 2006: 14).

<sup>4</sup> Zytoplasma ist die Grundsubstanz einer Zelle.

<sup>5</sup> Eine deutlich intensivere Auseinandersetzung mit diesem Thema gibt es bezogen auf LandwirtInnen aus „Ländern des Südens“, wobei häufig ein dependenztheoretischer Erklärungsansatz gewählt wird. Mit dem Verhältnis österreichischer bzw. südtiroler Bauern und Bäuerinnen zu ihrem Saatgut befassten sich eingehend Falschlunger 2006 sowie Heisting 2001 und 2008.

entwicklungsbedingten Auswirkungen auf die Landwirtschaft zu finden, während Bereiche wie Bodenfruchtbarkeit, Pflanzenschutzmittel, Dünger oder landwirtschaftliche Maschinen sehr wohl thematisiert werden. Mit meiner Forschungsarbeit möchte ich einen Beitrag dazu leisten, dieses analytische Manko ein Stück weit zu beheben.

Das Eingrenzen meines Forschungsfeldes sowohl in geografischer als auch thematischer Hinsicht nahm anfänglich einiges an Zeit in Anspruch. Die Möglichkeiten waren vielfältig, und die einzige Einschränkung, die ich mir persönlich auferlegt hatte, war, dass die Feldforschung in Österreich stattfinden sollte.<sup>6</sup> Schlussendlich kam mir ein Artikel des *Arche Noah Magazins* zur Hilfe, in dem über die Initiative eines Weinviertler Landwirts zur Erhaltung regionaler Zwiebellandsorten berichtet wurde (vgl. Koller 2009). In diesem Beitrag wurde geschildert, wie es in der auf Zwiebelanbau spezialisierten Gemeinde Unterstinkenbrunn Dank dieser Initiative zu einer Koexistenz von Hybrid- und selbständig vermehrtem Landsortensaatgut<sup>7</sup> gekommen war. Da eine derartige Koexistenz im kommerziellen Landbau mittlerweile eine regelrechte Rarität darstellt, war mein Interesse sofort geweckt und die Entscheidung, den Zwiebelanbau in Unterstinkenbrunn zu meinem Forschungsthema zu machen, rasch gefällt.

Die Initiative, welche diese ungewöhnliche Entwicklung erst möglich machte, wurde vor rund 25 Jahren durch Biobauer Johann Peitl ins Leben gerufen. Seine Besorgnis über das zunehmende Überhandnehmen von Hybridsorten im Zwiebelanbau und die damit einhergehende Gefahr eines endgültigen Verschwindens der an die lokalen Verhältnisse angepassten Hof- bzw. Landsorten, veranlassten ihn, nachhaltig wirksame Gegenmaßnahmen zu dieser Entwicklung zu ergreifen. Diese Maßnahmen manifestierten sich in der Eintragung von vier lokalen Zwiebellandsorten<sup>8</sup> in die *Österreichische Sortenliste* (später auch im *Gemeinsamen Sortenkatalog der EU-Mitgliedstaaten*) – ein Vorgang, der zuvor noch nie von einem einzelnen Landwirt initiiert worden war und Johann Peitl auf beträchtlichen, bürokratischen Widerstand stoßen ließ – sowie in der Gründung des Vereins *Bauernsaat*, als dem offiziellen „Hüter“ dieser Sorten. *Bauernsaat*, dessen Obmann Herr Peitl ist, und dem noch weitere Mitglieder aus Unterstinkenbrunn und Umgebung angehören, betrachtet sich selbst als „Bäuerlicher Verein zur Erhaltung Bodenständiger ZWIEBELSORTEN und

---

<sup>6</sup> Diese Entscheidung hatte primär familiäre Gründe und sollte mir die Möglichkeit eröffnen, anstatt eines langen Auslandsaufenthaltes, mehrere kurze innerhalb Österreichs durchzuführen.

<sup>7</sup> Dieses werde ich in weiterer Folge auch als „Eigenbau-Saatgut“ bezeichnen.

<sup>8</sup> Bei diesen Sorten handelt es sich um „Gelbe Laer“, „Rote Laer“, „Schneeweisse Unterstinkenbrunner“ sowie „Schoderleer Steckzwiebel“ (vgl. Österreichische Sortenliste 2011: 34).

diverser anderer Landwirtschaftlicher Kulturpflanzen in der Laaer Ebene“ (Vereinsregisterauszug 2011 – Originalschreibweise wurde beibehalten). Durch diese Maßnahmen erhielten die Landsorten nicht nur einen offiziellen Namen und eine Sortennummer, sondern gleichzeitig die (rechtliche) Garantie, auch künftig am nationalen wie internationalen Markt gehandelt werden zu dürfen. Den Mitgliedern des Vereins wurde durch die Eintragung außerdem das Recht eingeräumt, das Saatgut der betroffenen Sorten züchterisch weiter zu entwickeln sowie zu verkaufen.<sup>9</sup>

Die Berichterstattung in besagtem *Arche Noah*-Artikel erweckte den Eindruck, als wäre aufgrund dieser bemerkenswerten Initiative, der Anteil des angebauten Hybridsaatguts zugunsten der Landsorten zurückgegangen. Die konkreten Ursachen dieses „Umkehrprozesses“ wollte ich erforschen. Meine ursprüngliche Fragestellung lautete daher:

*Welche materiellen wie immateriellen Beweggründe, welche externen wie internen Voraussetzungen und welche grundlegenden Mechanismen haben diesen Umkehrprozess ermöglicht bzw. in Gang gesetzt?*

Wie sich allerdings schon nach den ersten Interviews mit Johann Peitl und anderen Zwiebelbauern/-bäuerinnen herauskristallisierte, kann von einem tatsächlichen „Umkehrprozess“ nicht gesprochen werden. Viel eher könnte man die Entwicklungen als einen „Entschleunigungsprozess“ bezeichnen. Der Anteil von Hybridsaatgut an der gesamten Zwiebelanbaufläche steigt zwar weiterhin, jedoch langsamer als zuvor; der Großteil der örtlichen Zwiebelbauern/-bäuerinnen produziert sein/ihr Saatgut zumindest zum Teil nach wie vor selbst. Aufgrund dieses ersten, unvorhergesehenen Zwischenergebnisses, sah ich mich gezwungen, meine Forschungsfrage neu zu überdenken, da mein ursprüngliches Forschungsthema – der Umkehrprozess – nicht existent war. Schließlich entschied ich mich dafür, die Ursachen für den Umstieg auf Hybridsaatgut zu untersuchen – ein Prozess, der trotz der vom Verein *Bauernsaat* geschaffenen, begünstigenden Bedingungen zur Beibehaltung des Eigenbaus anhält. Die endgültige Forschungsfrage meiner Diplomarbeit lautet daher:

---

<sup>9</sup> Nicht-Mitglieder dürfen das Saatgut zwar vermehren und für den Anbau verwenden, aber keinen Handel damit treiben.

*Welche materiellen wie immateriellen Beweggründe, welche externen wie internen Voraussetzungen und welche grundlegenden Mechanismen lagen bzw. liegen beim Unterstinkenbrunner Zwiebelanbau dem Umstieg von einer eigenständigen Saatgutvermehrung auf einen Zukauf von Hybridsaatgut zugrunde?*

In den nachfolgenden Kapiteln werde ich nun näher auf die während meiner Forschung angewandten Methoden eingehen und einen kurzen Überblick über die allgemeine Entwicklungsgeschichte sowie die verschiedenen „Gesichter“ von Saatgut geben. Darauf folgt eine detaillierte Darstellung der Bedeutung des Zwiebelanbaus in Unterstinkenbrunn sowie eine ausführliche Analyse meines empirischen Datenmaterials.

Abschließend möchte ich noch gerne festhalten, dass diese Forschungsarbeit für mich nicht nur außerordentlich interessant und spannend, sondern auch sehr lehrreich war und mich mit vielen neuen Dingen konfrontiert hat. Weder war ich bis dato eine häufige Besucherin des Weinviertels, noch hatte ich eine besondere Affinität zu Zwiebelgewächsen. Beides hat sich im Zuge meiner Feldforschungszeit drastisch verändert. Knoblauch und Stupfzwiebeln, die ich von einer Interviewpartnerin als Geschenk bekommen habe, fühlen sich mittlerweile in meinem Gemüsegarten wohl, und auch eine kleine Menge Saatgut der *Gelben Laaer* wartet nur darauf, ab dem zeitigen Frühjahr meine Beete und – in weiterer Folge – meinen Speiseplan zu bereichern.

Ich habe von den Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern und -bäuerinnen erfahren, weshalb es für sie wichtig ist, zumindest teilweise auf zugekauftes Hybridsaatgut umzusteigen – auch dann, wenn ihr Herz möglicherweise viel stärker am Eigenbausamen hängt. Es liegt mir daher fern, in dieser Arbeit eine wie auch immer geartete Wertung bezüglich des Vorgehens meiner InformantInnen zu machen. Mir ging es mit dieser Forschung darum, zu verstehen und erklären zu können, weshalb sich Bauern/Bäuerinnen für einen Umstieg auf Hybridsaatgut entscheiden. Jeder/Jede hat für seine/ihre Produktionsweise ganz konkrete Gründe, und ich bin dankbar dafür, dass sie diese mit mir geteilt haben.

## 2. Methodische Herangehensweise

Da es bisher nur sehr wenig sozialwissenschaftliche Literatur zu dem von mir gewählten Themenbereich gibt, schied eine ausschließlich deduktive Vorgehensweise für mein Vorhaben von vornherein aus. Bereits zu Beginn meiner Recherchearbeit zeichnete sich daher ab, dass ich den Großteil der in dieser Arbeit zur Anwendung kommenden Daten selbst empirisch erheben musste. Darüber hinaus war es mein Anliegen, den Bereich „Saatgut“ nicht isoliert zu untersuchen, sondern stets auch das Lebensumfeld des einzelnen Zwiebelbauern/der einzelnen Zwiebelbäuerin zu betrachten und in meine Analyse einzubeziehen. Daher benötigte ich für meine Forschung ein methodisches Werkzeug, das mir zum einen ein primär (aber nicht ausschließlich) induktives Vorgehen ermöglichte, und mir zum anderen dabei half, meine erhobenen Daten systematisch zu organisieren, zu kategorisieren und zu analysieren. Dieses „Werkzeug“ fand ich in der von Glaser & Strauss (1967) begründeten und von Strauss & Corbin (1996) weiter entwickelten *Grounded Theory*. Da ich mit meiner Forschungsarbeit eine auf emischen und etischen Erklärungsmodellen basierende Theorie zu entscheidungsrelevanten Einflussfaktoren im Saatgutbereich generieren wollte, erschien mir dieser Methodenansatz als sehr geeignet. Insbesondere die prozesshafte Abfolge von Datensammlung, Analyse und Theoriegenerierung sowie deren wechselseitige Beziehung zueinander (vgl. Strauss/Corbin 1996: 8), sprachen für mich dafür, die *Grounded Theory* bei der Untersuchung dieses Entwicklungsprozesses anzuwenden.

Um das für diese Studie notwendige empirische Datenmaterial erheben zu können, verbrachte ich zwischen Jänner und August 2011 mehrere kurze Feldforschungsaufenthalte<sup>10</sup> in Unterstinkenbrunn und Umgebung. Neben dem Zweck der teilnehmenden Beobachtung dienten diese Aufenthalte vorrangig dem Führen von Interviews. Den dafür notwendigen ersten Kontakt stellte ich mit Biobauer Johann Peitl her, da er mit seiner Erhaltungstätigkeit der Auslöser für diese Diplomarbeit war, und ich aufgrund des erwähnten Artikels im *Arche Noah Magazin* auch seine Kontaktdaten kannte. In einem Email informierte ich Herrn Peitl über meine Forschungspläne und bat ihn um ein Experteninterview sowie um Unterstützung bei der Herstellung weiterer Kontakte zu anderen Zwiebelbauern/-bäuerinnen. Ich zog diese Art der Kontaktaufnahme einem Telefonat vor, um zu verhindern, mein Anliegen zu einem zeitlich ungünstigen Moment vorzubringen. Da das Lesen von Emails ein gewisses Zeitkontingent voraussetzt, und ich Herrn Peitl die Möglichkeit geben wollte, meine Anfrage

---

<sup>10</sup> Insgesamt verbrachte ich 17 Tage zu Feldforschungszwecken im Laaer Becken.

in Ruhe zu überdenken, erschien mir diese Variante am geeignetsten. Die endgültige Terminvereinbarung erfolgte auf seinen Wunsch dann allerdings telefonisch. Wie sich später herausstellen sollte, hegte Johann Peitl mir und meinem Vorhaben gegenüber anfangs ein gewisses Misstrauen. Für ihn ist „Saatgut“ ein sehr heikles und hoch politisches Thema, über das er sich nicht mit völlig fremden Personen unterhalten möchte. Aus diesem Grund war das Telefonat sicherlich hilfreich, meine durch das Email bedingte „Anonymität“ etwas aufzuheben.

Das mit Johann Peitl geführte Gespräch bezeichne ich als „exploratives Experteninterview“. Dieser Terminus drückt einerseits die Rolle meines Interviewpartners sowie andererseits meine mit dem Gespräch verbundene Intention aus. Die Bezeichnung „Experte“ bringt zum Ausdruck, dass „[...] der Befragte dabei weniger als (ganze) Person denn in seiner Eigenschaft als Experte für ein bestimmtes Handlungsfeld“ (Flick 2010: 214) von Interesse ist. Die Fragen, die ich an Johann Peitl richtete, betrafen also weniger ihn persönlich bzw. seinen Betrieb als vielmehr aktuelle Entwicklungen im Saatgutbereich, den Zwiebelanbau in der Region sowie den von ihm gegründeten Verein *Bauernsaat*. Den explorativen Charakter erhielt dieses Interview dadurch, dass es darüber hinaus als Orientierungshilfe in meinem neuen Forschungsfeld diente und die notwendigen Basisinformationen für die Erstellung eines Leitfadens für nachfolgende Interviews lieferte (vgl. ebd.: 216). Dieses erste Interview war daher für mich von herausragender Bedeutung, da es das Fundament für die darauf aufbauende Forschungsarbeit legte. Es sensibilisierte mich für Themenbereiche, die ich zuvor nicht bedacht hatte; gleichzeitig wies es darauf hin, welche Aspekte vermutlich von nur marginaler Bedeutung sein würden.

Biobauer Johann Peitl unterstützte mich nicht nur durch das ausführliche Experteninterview sondern insbesondere auch durch das Herstellen von Kontakten zu anderen Zwiebelbauern und -bäuerinnen. Als ich wenige Wochen nach diesem Gespräch für einen mehrtägigen Feldforschungsaufenthalt nach Unterstinkenbrunn kam, erhielt ich von ihm eine Liste mit Namen und Telefonnummern von LandwirtInnen, die sich für ein Interview bereiterklärt hatten. Diese Liste war für mich eine wichtige „Starthilfe“, da ich zu diesem Zeitpunkt weder die Anzahl der zwiebelproduzierenden Betriebe noch die Namen der jeweiligen BetriebsführerInnen kannte. Die nun folgenden Interviewtermine vereinbarte ich alle telefonisch. Durch die von Herrn Peitl geleistete Vorinformation wussten die meisten Bauern/Bäuerinnen sofort Bescheid, wenn ich anrief und mein Anliegen erklärte. Etwas

anders verhielt es sich, als ich in späterer Folge auch LandwirtInnen kontaktierte, die nicht auf dieser Liste standen und daher auch noch nicht von mir und meinem Vorhaben gehört hatten. Manche bekundeten zwar ebenfalls ohne zu zögern ihre Bereitschaft für ein Interview, doch viele reagierten anfangs eher ablehnend und äußerten Zweifel daran, dass sie einen wertvollen Beitrag zu meiner Arbeit leisten könnten. Diese Bedenken versuchte ich zu zerstreuen, indem ich erzählte, mit wem ich bereits ein Gespräch geführt hatte, und dass gerade diese Vielfalt an unterschiedlichen Sichtweisen und Erfahrungen für meine Forschung so bedeutsam wären. Auch schien es bei einigen Personen – wie es bereits bei Johann Peitl der Fall gewesen war – ein gewisses Misstrauen mir gegenüber zu geben. So erzählte mir etwa die Ehefrau eines Zwiebelbauern bei meinem zweiten Besuch ganz offen von ihren Zweifeln, die in ihr aufgekommen waren, nachdem sie mir bei unserem ersten Telefonat sehr bereitwillig einen Gesprächstermin mit ihrem Mann zugesagt hatte. Sie hatte sich gefragt, ob ich wohl tatsächlich die Person war, für die ich mich ausgegeben hatte, oder ob ich vielleicht ganz andere Zwecke als das Schreiben einer Diplomarbeit verfolgte. Für diese Ehrlichkeit bin ich ihr sehr dankbar, machte sie mich doch darauf aufmerksam, dass ich auch bei anderen Zwiebelbauern/-bäuerinnen auf derartige Vorbehalte stoßen könnte und daher in Zukunft noch konkreter und unmissverständlicher mein Vorhaben und meine Anliegen formulieren musste. Zusätzlich begann ich bei meinem zweiten Feldforschungsaufenthalt jedem/jeder InterviewpartnerIn eine Visitenkarte von mir zu geben. Dadurch war ich für eventuelle Rückfragen oder Ergänzungen erreichbar, und gleichzeitig hatten sie nun auch die Möglichkeit meine Identität und Intention zu überprüfen.<sup>11</sup>

Wie sich bei der telefonischen Kontaktaufnahme rasch herausstellte, war es stets einfacher einen kurzfristigen Termin zu vereinbaren – etwa noch für denselben oder den nächsten Tag, als weiter im Voraus zu planen. LandwirtInnen haben keine streng geregelten Arbeitszeiten, sondern organisieren ihren Arbeitstag in Anpassung an die gerade notwendigen Tätigkeiten und vorherrschenden Wetterverhältnisse. Einige Termine wurden mit mir daher nur mit Vorbehalt einige Tage im Vorhinein vereinbart. Eine fixe Zusage erhielt ich in manchen Fällen erst kurz vor dem vereinbarten Zeitpunkt. Somit war auch von mir ein gewisses Maß an Flexibilität und Organisationstalent gefordert. Denn einerseits wollte ich meine Feldforschungsaufenthalte so effizient wie möglich nutzen, weshalb ich danach trachtete, zumindest zwei Interviewtermine an einem Tag zu haben, gleichzeitig musste ich aber auch darauf achten, dass es zu keinen unvorhergesehenen Überschneidungen kam. Aus diesem

---

<sup>11</sup> Neben meinen persönlichen Kontaktdaten befand sich auf diesen Visitenkarten auch ein Hinweis auf meinen Status als Diplomandin am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien.

Grund versuchte ich pro Tag jeweils einen Termin am Vormittag und einen am Nachmittag zu vereinbaren – mit genügend Zeit dazwischen, um die Informationen des ersten Interviews vor Beginn des zweiten ausreichend geistig verarbeiten zu können. Üblicherweise nutzte ich diese Pausen für Spaziergänge zwischen den Feldern. Dieses Vorgehen half mir dabei, „den Kopf wieder frei zu bekommen“ und neue Ideen für das nächste Gespräch zu sammeln.

Zusätzlich zu dem Gespräch mit Johann Peitl führte ich im Laufe meiner Feldforschungsaufenthalte insgesamt 17 Leitfadenterviews mit Zwiebelbauern/-bäuerinnen aus der Region. Die Struktur und die Themenbereiche waren bei allen Interviews immer in etwa dieselben, allerdings variierten die Reihenfolge der einzelnen Themenblöcke sowie die Schwerpunktsetzung. Während ich die Wahl der Reihenfolge primär meinen GesprächspartnerInnen überließ und nur darauf achtete, dass kein für mich relevanter Themenbereich unangesprochen blieb, steuerte ich die Schwerpunktsetzung entsprechend meinen jeweiligen analytischen Zwischenergebnissen sowie mit Bezugnahme auf die Besonderheiten des betroffenen Betriebes. Im Normalfall führte ich die Interviews alleine mit dem/der BetriebsführerIn. In einigen Fällen war aber auch der/die EhepartnerIn (zumindest zeitweise) anwesend, was ich stets als sehr bereichernd empfand, da ich dadurch noch zusätzliche, manchmal auch gegensätzliche, Antworten auf meine Fragen erhielt. Gleichzeitig erforderten diese Situationen aber auch ein noch höheres Maß an Konzentration von mir, um alle, zum Teil zeitgleich gemachten, Aussagen erfassen zu können.

Mit Ausnahme des Interviews mit Johann Peitl fanden alle Gespräche in den Wohnräumen der LandwirtInnen statt, was mir zusätzliche Einblicke in die Lebenswelt meiner InformantInnen gewährte.<sup>12</sup> Einige von ihnen zeigten mir auch ihren Betrieb und erklärten mir die Funktionsweise der einzelnen Maschinen. Diese Hofbesichtigungen waren für mich in Hinblick auf das Verstehen des gesamten Produktionsprozesses von großer Bedeutung. Da ich selber keinen bäuerlichen Hintergrund habe, musste ich mir im Zuge meiner Forschung erst ein gewisses Grundverständnis über landwirtschaftliche Abläufe aneignen. Der „Anschauungsunterricht“ auf den einzelnen Höfen hat dazu einen wertvollen Beitrag geleistet.

Im Durchschnitt dauerten die Interviews zwischen eineinhalb und zwei Stunden, in Ausnahmefällen auch bis zu drei Stunden. Häufig folgte im Anschluss an das formelle Gespräch noch eine informelle Plauderei über unterschiedlichste Themenbereiche. Diese

---

<sup>12</sup> Das Gespräch mit Johann Peitl fand auf seinen Wunsch in einem Lokal in Laa an der Thaya statt.

gaben mir zum einen die Möglichkeit, ein ganzheitlicheres Bild von meinem/meiner InterviewpartnerIn zu erhalten, sowie zum anderen durch Informationen über meine Person auch etwas an mein Gegenüber zurückgeben zu können. Obwohl ich zu jedem Interviewtermin ein „kleines Dankeschön“ – meist in Form von Schokolade – mitbrachte, hatte ich dennoch häufig das unangenehme Gefühl des „einseitigen Nehmens“. Die informellen Gespräche eröffneten mir die Möglichkeit eines Informationsflusses auch in die entgegengesetzte Richtung und somit zu einem zumindest ansatzweise reziproken Verhältnis.

Alle von mir interviewten Personen haben ihren Wohnsitz in Unterstinkenbrunn, mit Ausnahme von Peter F. und Katharina S., die jeweils in einer unmittelbaren Nachbargemeinde leben. Da sie mir von Johann Peitl als potentiell sehr wertvolle InformantInnen empfohlen worden waren<sup>13</sup>, beschloss ich, sie trotzdem in diese Forschung einzubeziehen. Um die Veränderungen in Bezug auf das Saatgut über die letzten Jahrzehnte nachvollziehen zu können, kontaktierte ich sowohl aktive als auch bereits pensionierte Zwiebelbauern und -bäuerinnen. Durch dieses Vorgehen war es mir möglich, detaillierte Informationen über die gesamte Zeitspanne des Veränderungsprozesses zu erhalten. Während die Altbauern und -bäuerinnen über wertvolles Wissen über den Zwiebelanbau in der Zeit vor der Mechanisierung und dem Zukauf von Hybridsaatgut bzw. über die allerersten Versuche mit selbigem verfügen, berichteten mir die jüngeren LandwirtInnen über erst kürzlich stattgefundenene Veränderungen, aktuelle Herausforderungen sowie sich abzeichnende Tendenzen für die Zukunft.

Nachdem einige (wenn auch wenige) meiner InterviewpartnerInnen den Wunsch geäußert haben, nicht mit ihrem richtigen Namen in meiner Diplomarbeit genannt zu werden, habe ich mich dazu entschlossen, allen GesprächspartnerInnen einen fiktiven Namen zu geben. Dadurch soll ihnen ein möglichst großes Maß an Anonymität gewährt werden. Die einzige Ausnahme bildet Biobauer Johann Peitl, dessen Namen ich unverändert wiedergebe, da ihm als Gründer des Vereins *Bauernsaat* und als Initiator des Erhalts regionaler Zwiebellandsorten im Zuge meiner Forschung eine Expertenrolle zukommt. Darüber hinaus wäre seine wahre Identität durch meinen Verweis auf das Interview im *Arche Noah Magazin* auch bei der Verwendung eines fiktiven Namens sehr leicht ausfindig zu machen und somit wenig zielführend.

---

<sup>13</sup> Peter F. ist einer der wenigen Zwiebelbauern, der noch zu 100% sein Saatgut selbst vermehrt; Katharina S. verfügt aufgrund ihres Alters (sie feierte dieses Jahr ihren 70. Geburtstag) über ein ausgesprochen umfangreiches Wissen über den Zwiebelanbau der Nachkriegsjahre.

Während meiner Feldforschungsaufenthalte wohnte ich in einem kleinen Gasthaus in der etwa vier Kilometer entfernten Nachbargemeinde Gaubitsch. Dies war notwendig geworden, da der einzige in Unterstinkenbrunn angesiedelte Gasthof mit Fremdenzimmern wenige Wochen vor meinem ersten Aufenthalt pensionsbedingt den Betrieb einstellte. Dieser Umstand war in meinen Augen einerseits bedauerlich, da ich dadurch mein „Basislager“ außerhalb des unmittelbaren Forschungsgebiets „aufschlagen“ musste und nicht über jene physische Nähe zu meinen InformantInnen verfügte, die ich mir ursprünglich erhofft hatte. Darüber hinaus war durch diese räumliche Trennung von mir ein noch höheres Maß an der bereits zuvor angesprochenen zeitlichen Flexibilität gefordert, da ich zur Bewältigung der vier Kilometer eine knappe Stunde Gehzeit einkalkulieren musste. Andererseits waren mit dieser räumlichen Trennung durchaus auch einige Vorteile verbunden. Zum einen hatte sie zur Folge, dass ich die Felder zwischen Unterstinkenbrunn und Gaubitsch gezwungenermaßen sehr gut kennenlernte und dadurch auch ein „Gefühl“ für diese Landschaft und die damit verbundenen Lebens- und Arbeitsbedingungen entwickeln konnte. Zum anderen war es gerade diese Distanz, die mir allabendlich die Möglichkeit gab, die Flut an Informationen und Eindrücken des vergangenen Tages in Ruhe überdenken und verarbeiten zu können. So gering der geografische Abstand zwischen den beiden Orten auch sein mag, rein psychologisch betrachtet, hatte er auf mich durchaus einen gewissen „regenerativen“ Einfluss. Ich muss zugeben, dass ich die mit einer Feldforschung verbundene (insbesondere geistige) Anstrengung unterschätzt hatte. Denn nach einem Tag mit zwei oder drei mehrstündigen Interviews und Phasen konzentrierter Beobachtung, fiel es mir an den Abenden nicht immer leicht, das neu gewonnene Datenmaterial sofort zu verarbeiten. Doch genau das war sowohl aus methodischer als auch aus rein pragmatischer Sicht notwendig. Methodisch deshalb, da es entsprechend den Vorgaben der *Grounded Theory* erforderlich war, alle neuen Erkenntnisse umgehend in den laufenden Forschungsprozess zu integrieren; und pragmatisch deshalb, weil ich von einigen Interviews nur stichwortartige Mitschriften, jedoch keine kompletten Audioaufnahmen hatte machen können.<sup>14</sup> Daher musste eine möglichst detailgetreue Reinschrift dieser Gespräche erstellt werden, solange alle Informationen in meinem Gedächtnis noch „ganz frisch“ waren.

Die Aufbereitung und Verarbeitung aller gesammelten Daten erfolgte zum Teil bereits während der einzelnen Feldforschungsaufenthalte. Eine wirklich intensive Auseinander-

---

<sup>14</sup> Aufgrund eines technischen Problems meines Aufnahmegeräts beim ersten Feldforschungsaufenthalt sowie des ausdrücklichen Wunsches einiger meiner InterviewpartnerInnen, keine Audioaufnahmen von dem Gespräch zu machen, existieren von den davon betroffenen Interviews nur schriftliche Zusammenfassungen.

setzung war jedoch immer erst in den Zeiten dazwischen möglich. Nach der Transkription der einzelnen Interviews folgte ein zumindest zweimaliges Lesen, das sowohl dem ganzheitlichen Erfassen des Inhaltes als auch dem Herausfiltern besonders relevanter Abschnitte diente. In einem zweiten Schritt ordnete ich diesen Abschnitten unterschiedliche Kategorien zu. Diese hatten den Zweck, die gesammelten Daten untereinander vergleichbar zu machen. Diese Kategorien, von denen ich am Ende dieses Arbeitsschrittes knapp 100 Stück hatte, und die Namen wie „Wasserbedarf“, „Ernteertrag“ oder „heterogene Zwiebelform“ trugen, mussten in einem weiteren Schritt zu übergeordneten Themenblöcken bzw. Konzepten zusammengefasst und miteinander in Beziehung gesetzt werden. In einem Prozess, den Strauss & Corbin als „offenes“, „axiales“ und „selektives Kodieren“ (vgl. Strauss/Corbin 1996: 43ff.) bezeichnen, versuchte ich daher, alle erhobenen Einzelphänomene auf eine zunehmend abstrakter werdende Ebene zu bringen. Am Ende sollte eine solche Anzahl von übergeordneten Konzepten übrig bleiben, die einerseits klein genug war, um eine leicht verständliche und kohärente Theorienbildung zu ermöglichen, aber andererseits auch umfassend genug war, um der Gefahr einer analytischen Simplifizierung des Forschungsthemas zu entgehen.

### 3. Saatgut: seine Entwicklungsgeschichte und vielen „Gesichter“

Seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert hat der Themenbereich *Saatgut* sukzessive an medialer und wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewonnen. Dieses wachsende öffentliche als auch private Interesse an diesem Thema ist vermutlich auf zwei, die Weltgesellschaft polarisierende, Entwicklungen zurück zu führen: 1. der global zunehmende Anbau von Hybridsaaten sowie gentechnisch veränderten Organismen (GVOs); 2. die mit diesen Entwicklungen einhergehende Einführung der Patentierbarkeit von Leben. Beginnt man, sich mit dem Thema *Saatgut* eingehender zu beschäftigen, stößt man unweigerlich auf eine Vielzahl unterschiedlichster Akteure, die auf die eine oder andere Weise in diesen Bereich eingebunden sind bzw. sich mit ihm aktiv auseinander setzen. Die Palette schließt u.a. Bauern/Bäuerinnen, PflanzenzüchterInnen, Wirtschaftstreibende, zivilgesellschaftliche AkteurInnen, WissenschaftlerInnen unterschiedlichster Fachrichtungen sowie JuristInnen und PolitikerInnen ein. Es verwundert daher nicht, dass diese Heterogenität von Akteuren auch eine Heterogenität von Sichtweisen zum Thema *Saatgut* mit sich bringt. Im Laufe meiner Recherchen drängte sich mir daher immer wieder die Frage auf: „Was ist eigentlich Saatgut?“. Zieht man die Brockhaus-Enzyklopädie zu Rate, erfährt man, dass „Saatgut, Saat, zur Erzeugung vor allem von Nutzpflanzen oder zu deren Vermehrung vorgesehene Samen und Früchte“ (Brockhaus 1992: 24) sind. Aufbauend auf dieser ganz grundlegenden Definition, die als kleinster gemeinsamer Nenner des Saatgut-Diskurses betrachtet werden kann, trägt der Begriff *Saatgut*, abhängig von der jeweiligen Sichtweise des Betrachters, allerdings die unterschiedlichsten „Gesichter“. In Anlehnung an den je spezifischen Kontext wird *Saatgut* u.a. mit folgenden Begriffen in Zusammenhang gebracht:

- Produktionsmittel,
- Ernährungsgrundlage,
- kultivierte Biodiversität,
- Weltkulturerbe,
- Handelsware,
- Forschungsobjekt,
- Gefahrenquelle
- schützenswertes Gut.<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Diese Liste soll nur einen Ausschnitt der häufigsten Assoziationen darstellen und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Manche dieser „Gesichter“ trägt Saatgut bereits seit es Kulturpflanzen gibt, andere sind erst im Laufe der Zeit hinzugekommen bzw. haben sich gewandelt. Unverändert geblieben ist allerdings die bedeutende Rolle, die Saatgut für den Großteil der Weltbevölkerung einnimmt. In diesem Kapitel möchte ich daher einen kurzen Überblick über die Entwicklungsgeschichte von Saatgut sowie die unterschiedlichen Bedeutungen dieses Kulturguts veranschaulichen.

### **3.1. Am Anfang war das Korn**

Die Geschichte des Kulturpflanzensaatguts geht mit der Kulturpflanzenentwicklung Hand in Hand und reicht weit in die Vergangenheit zurück. Früheste Zeugnisse sind bis zu 10.000 Jahre alt (siehe u.a. Zohary/Hopf 1993: 228, Balter 2005: 2). Der Übergang vom reinen Sammler- und Jägertum hin zu einer Agrikultur, die auf der Domestizierung von Tieren und Pflanzen basiert, wird als *Neolithische Revolution* bezeichnet und nahm im Gebiet des sogenannten *Fruchtbaren Halbmonds*<sup>16</sup> seinen Ausgang. Archäologische Funde belegen, dass Getreide und Hülsenfrüchte die ersten vom Menschen kultivierten Pflanzen waren. Früheste Vertreter dieser beiden Pflanzenarten waren insbesondere die Weizenverwandten Emmer und Einkorn sowie Gerste, Linse und Erbse (vgl. Klett 2010: 57). Über die Kultivierung von Gemüsearten gibt es Belege, die bis in das 7. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. Zu den ältesten Gemüsearten zählen beispielsweise Karotte, Pastinake, Kohl, Gurke und Feldsalat. Zwiebeln wurden ab dem 3. Jahrtausend v. Chr. angebaut, wie Funde von Grabbeigaben in ägyptischen Pyramiden belegen (vgl. ebd.: 59ff.). Es erscheint dabei als sehr wahrscheinlich, dass die ersten Kulturpflanzen aus Sammelpflanzen hervorgegangen sind, „[...] die bereits als Wildformen um ihrer wertvollen Eigenschaften willen vom Menschen geschätzt wurden“ (Schwanitz 1957: 5). Die Auswahl bestimmter Wildpflanzen für erste Kultivierungsversuche war somit kein zufälliger oder willkürlicher Akt, sondern eine bewusst gesetzte Handlung.

Laut dem deutschen Botaniker Franz Schwanitz wird eine Wildpflanze allerdings nicht automatisch durch ihren bewussten Anbau zu einer Kulturpflanze. Vielmehr bedarf es dafür erst einer durch menschliches Einwirken hervorgerufenen Veränderung bestimmter erblich bedingter Eigenschaften der Wildform. Diese Veränderung wurde in den Anfängen des Ackerbaus durch Saatgutauslese und -vermehrung ausgewählter Pflanzen erreicht. Im Gegensatz zur natürlichen Auslese, bei der sich nur jene Pflanzen langfristig durchsetzen können, die sich bestmöglich an die herrschenden Umweltbedingungen angepasst haben, fokussiert die künstliche Auslese auf die Erhaltung, Vermehrung und Weiterentwicklung

---

<sup>16</sup> Dieses Gebiet spannt einen halbmondförmigen Bogen vom östlichen Mittelmeerraum bis zum Persischen Golf und schließt Teile der heutigen Staaten Türkei, Jordanien, Syrien, Irak und Iran ein (vgl. Paeger 2009).

jener Pflanzen, die für den Menschen besonders nützlich erscheinende Eigenschaften besitzen (Schwanitz 1957: 12 sowie 97). Wie bereits 1884 der Schweizer Botaniker und Wissenschaftssoziologe Alphonse de Candolle betonte, handelte es sich bei diesen „nützlichen Eigenschaften“ am Beginn der Kulturpflanzenentwicklung vorrangig um den potentiellen Nährwert einer Pflanze. Candolle fand heraus, dass „[...] besonders solche Pflanzen, die mit zur Nahrung des Menschen sich eignenden Wurzeln, Früchten oder Samen ausgestattet sind“ (Candolle 1884: 569), zu den ältesten Kulturpflanzenarten zählen.<sup>17</sup> Das primäre Auslesekriterium bei der Saatgutgewinnung lag dabei vorrangig auf Großfrüchtigkeit und Großsamigkeit, wodurch der Ernteertrag der nachfolgenden Pflanzengenerationen sukzessive gesteigert werden konnte (vgl. Schwanitz 1957: 132). Ein anschauliches Beispiel bietet Schwanitz anhand der Beschreibung der Unterschiede zwischen der Wild- und der Kulturform von Emmerweizen: „So war in diesem Falle die Wildform in allen Teilen wesentlich kleiner und zarter als die robustere Kulturpflanze, die Ährchen waren erheblich schlanker, die Früchtchen kleiner und schmäler. Ferner waren die Ährchen des Wildgrases stark behaart, die des Emmers kahl, und endlich zerfiel die Ähre der Wildart bei der Reife von selbst in ihre Einzelährchen, der Emmer dagegen besaß eine zähe Ährenspindel“ (ebd.: 3). Wie beim Emmerweizen ging auch die Züchtung der meisten anderen Kulturpflanzen zugunsten einer verstärkten Frucht- bzw. Samenbildung und zulasten der eigenständigen Reproduktionsfähigkeit bzw. der entwickelten Schutzmechanismen. Um trotz dieser künstlich zustande gekommenen Veränderungen überlebens- und konkurrenzfähig gegenüber den Wildformen zu sein, bedürfen die Kulturpflanzen daher der beständigen Hilfe des Menschen. Diese Hilfe erfolgt beispielsweise in Form eines gezielten Anbaus auf ausgewählten Flächen mit aufgelockertem und gedüngtem Boden, regelmäßiger Beseitigung von Konkurrenzpflanzen, künstlicher Bewässerung, Überwinterung frostempfindlicher Pflanzen in geschützten Räumen, Bereitstellung von Stützvorrichtungen usw. Zum Beispiel könnten sich die meisten Vertreter der kultivierten Rübengemüse, da sie zweijährig sind, in unseren Breiten ohne menschliches Zutun nicht mehr vermehren. Um etwa von der Karotte Samen gewinnen zu können, muss sie, da sie nicht frosthart ist, im Herbst ausgegraben, an einem kühlen und feuchten Ort gelagert und im Frühling neuerlich ausgepflanzt werden. Erst dann treibt die Karotte Blütenstände aus, die schließlich zur Samenreife gelangen und dadurch eine neue Karottengeneration ermöglichen.

---

<sup>17</sup> Erst später folgten Arten, „[...] welche wohlschmeckende Früchte oder solche von textilen, farbe- oder ölhaltigen Eigenschaften hervorbringen, oder aus denen man durch Aufguss oder Gärung erregende Getränke bereitet“ (Candolle 1884: 569). Auch Futterpflanzen wurden erst ab ca. 2.000 v. Chr. in Kultur genommen (ebd.).

Durch diese gezielte Auslese und Vermehrung wurde eine Fülle neuer, für die menschliche (später auch für die tierische) Ernährung geeigneter Pflanzen geschaffen. Diese Leistung unserer neolithischen Vorfahren kann laut dem Agrarwissenschaftler Manfred Klett gar nicht hoch genug geschätzt werden. Seiner Ansicht nach stellt „[d]ie Erhebung der Wildpflanze zur Kultur- beziehungsweise Nahrungspflanze durch Steuerung der Lebensprozesse [...] die einzigartige, Kultur inaugurierende Tat der Menschen des siebten bis dritten Jahrtausends v. Chr.“ (Klett 2010: 70) dar.

### **3.2. Saatgut als Produktionsmittel**

In seiner ursprünglichsten Form basiert Ackerbau auf vier grundlegenden Faktoren: fruchtbarer Boden, Wasser, Sonnenlicht und Saatgut. Die beiden Weltbank-Mitarbeiter Steven Jaffee und Jitendra Srivastava gehen sogar so weit zu schreiben: „Nothing is more fundamental to agriculture than the seed“ (Jaffee/Srivastava 1994: 97). Doch obwohl der Stellenwert von Saatgut in diesem Bereich sicherlich nicht unterschätzt werden sollte, bedarf es in jedem Fall des Zusammentreffens aller vier Faktoren, um pflanzliche Nahrungsmittel produzieren zu können. Sie stellen die elementaren Produktionsmittel des Ackerbaus dar. Ohne sie wäre der Anbau von Feldfrüchten nicht möglich.<sup>18</sup>

Während die ersten drei Faktoren im Idealfall naturgegeben – also bereits von Natur aus vorhanden – sind, muss Saatgut ausnahmslos immer vom Menschen selbst beigestellt werden. Durch einen ununterbrochenen Kreislauf von Anbau, Ernte, Lagerung und abermaligem Anbau wurde sichergestellt, dass dieses so grundlegende Produktionsmittel stets verfügbar war. Über Jahrtausende hinweg war das Aufrechterhalten dieses Kreislaufs für die sesshaft gewordene und auf Ackerbau spezialisierte Bevölkerung überlebensnotwendig. Entsprechend sorgsam wurde mit dem Saatgut umgegangen. Üblicherweise wurde nie das gesamte Saatgut aufgebraucht, sondern stets eine gewisse Reserve zurückbehalten. Dieses Vorgehen diente der Minimierung eines Ausfallsrisikos<sup>19</sup>, welches im schlimmsten Fall den kompletten Verlust dieses so elementaren Produktionsmittels bedeuten konnte (vgl. Forbes 1995).

---

<sup>18</sup> Im Gemüse- und Obstanbau ist es heutzutage schon zum Teil möglich, die Faktoren *fruchtbarer Boden* und *Sonnenlicht* durch Pflanzennahrungssubstrate und künstliche Beleuchtung zu ersetzen. Diese Neuentwicklungen, die vorrangig im Intensivpflanzenbau zur Anwendung kommen, ändern jedoch nichts an der Tatsache, dass für den erfolgreichen Anbau von Kulturpflanzen eine nahrhafte Grundlage, Wasser, Licht und Saatgut benötigt werden.

<sup>19</sup> Zu einem derartigen Ausfall kann es beispielsweise durch Unwetter, Schädlings- oder Krankheitsbefall der Vermehrungspflanzen, Verderben oder Raub des gelagerten Saatguts etc. kommen.

### **3.3. Saatgut als Ernährungsgrundlage**

Seit der *Neolithischen Revolution* – dem Übergang von primärem Sammler- und Jägertum zu Ackerbau und Viehzucht<sup>20</sup> – ist Saatgut das erste Glied der menschlichen Nahrungskette. Die Fähigkeit, Saatgut von Nahrungspflanzen zu gewinnen, dieses nach bestimmten Kriterien auszulesen und an ausgewählten Stellen wieder anzubauen, stellt bis heute einen essentiellen Grundstein der Welternährung dar. Saatgut fungiert dabei allerdings nicht nur als Ausgangsprodukt, aus dem sich die eigentliche Nahrungsquelle – die fertig ausgebildete Pflanze bzw. deren Früchte – entwickelt. Vielmehr stellt Saatgut selbst – in Form von Samen bzw. Körnern – auch heute noch die wichtigste menschliche Nahrungsquelle dar.<sup>21</sup> Sei es direkt über den unmittelbaren menschlichen Verzehr von Getreidesaaten (Reis, Weizen, Mais, Hirse etc.) und Hülsenfrüchten (Bohnen, Erbsen, Linsen) oder aber auch indirekt in der Form von Viehfutter (Soja, Mais etc). Wie aus Grafik 1 ersichtlich wird, deckt der Mensch seinen Nahrungsenergiebedarf zu 46,4% aus Getreide. Zusammen mit weiteren 9,6% pflanzlichen Fetten, die großteils ebenfalls unmittelbar aus Ölsaaten gewonnen werden, sowie 2,1% Hülsenfrüchten, erhält man eine Summe von 58,1% (vgl. FAO 2010). Die Bedeutung von Saaten zur direkten menschlichen Ernährung ist somit beträchtlich. In indirekter Hinsicht – unter Berücksichtigung der Bedeutung von Saatgut als Ausgangsprodukt für Nahrungspflanzen bzw. teilweise auch als Futterpflanzen für die Viehzucht – nimmt sein Stellenwert noch deutlich zu.<sup>22</sup>

### **3.4. Saatgut als kultivierte Biodiversität**

Durch kontinuierliche bäuerliche Vermehrungs- und Züchtungsarbeit haben unsere Vorfahren eine beeindruckend große Kulturpflanzenvielfalt geschaffen. Ausgehend von den sogenannten „Wawilowschen Zentren“ – Gebiete extrem hoher genetischer Vielfalt – verbreitete sich das Saatgut dieser Züchtungen fast über den gesamten Globus. Durch diese Ausbreitung konnte auch in (aus pflanzengenetischer Sicht) „armen“ Regionen Ackerbau betrieben werden und somit dauerhafte Besiedelung stattfinden.<sup>23</sup> Emigrierende Menschen haben immer auch Saatgut aus ihrer Heimat mitgenommen und so einen bedeutenden Beitrag zu dessen Verbreitung geleistet. Aus diesen, unter ungewohnten Umweltbedingungen angebauten und

---

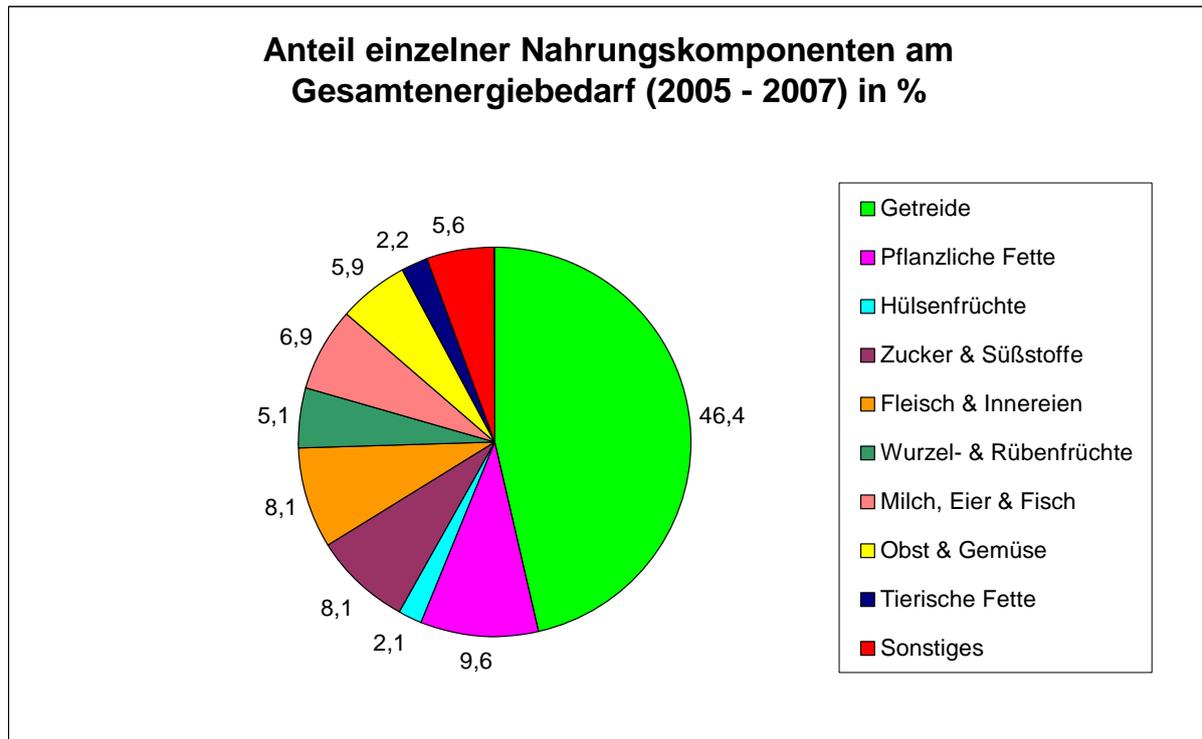
<sup>20</sup> Für eine detaillierte Darstellung dieses Übergangs siehe Ellen 1994.

<sup>21</sup> An dieser Stelle sei jedoch erwähnt, dass es auch heute noch Bevölkerungsgruppen gibt, die ihren Energie- und Nährstoffbedarf großteils durch Jagd und/oder Fischfang decken. Die Entwicklung von Kulturpflanzen spielt für sie daher keine bzw. nur eine sehr untergeordnete Rolle.

<sup>22</sup> Für eine anthropologische Auseinandersetzung mit dem Themenbereich „menschliche Ernährung“ siehe Garine 1994.

<sup>23</sup> Für eine genaue Erläuterung und Darstellung der geografischen Verteilung der *Wawilowschen Zentren* siehe Mooney 1981: 12ff.

Grafik 1



Datenquelle: FAO Statistical Yearbook 2010

vermehrten Saaten, entwickelten sich mit der Zeit immer neue Regional- oder Landsorten, welche die kultivierte Biodiversität zusätzlich bereicherten (vgl. Heistinger 2001: 75f). Dieser genetischen Vielfalt kommt sowohl in historischer als auch in gegenwärtiger und zukünftiger Hinsicht ein kaum zu überschätzender Stellenwert zu. Diese zahlreichen Kulturpflanzenvarietäten in Form von Saatgut stellen eine bedeutende Basis der menschlichen Ernährungssicherung dar. Je größer die Pflanzenvielfalt auf den Äckern, desto geringer die Gefahr von gravierenden, negativen Auswirkungen durch den (wie auch immer begründeten) Ausfall einer spezifischen Sorte. So schreibt etwa auch Pat Roy Mooney, Pionier der Anti-Gentechnik-Bewegung: „Keine einzige Weizen- oder Reissorte kann gegen Monsunregen, Insekten, Rostpilzbefall oder Fäule gleich resistent sein. Die Farmer selbst säen gern ein Dutzend oder mehr Weizensorten zugleich auf ihren Feldern aus – stellt sich Dürre, Nässe oder Rost ein, wird irgend etwas [sic] dennoch bis zur Ernte durchkommen“ (Mooney 1981: 16). Diese kultivierte Biodiversität ist das Ergebnis jahrtausendelanger Züchtungs- und Vermehrungsarbeit. Jede heute neu gezüchtete Sorte baut auf den Errungenschaften früherer Generationen auf. Unsere Vorfahren haben dadurch den Grundstein für eine sich immer stärker ausdifferenzierende Kulturpflanzenvielfalt gelegt.

### 3.5. Saatgut als Weltkulturerbe

Dieser kulturellen Meisterleistung unserer Vorfahren ist es zu verdanken, dass Saatgut in der Literatur immer wieder auch als ein „Weltkulturerbe“ bezeichnet wird<sup>24</sup>. Allerdings erfolgt diese Zuschreibung stets ohne weiterführende Erklärungen. Die AutorInnen erläutern nicht, wie sie zu dieser Behauptung gekommen sind und überlassen es ihrer Leserschaft, sich ihre eigenen Gedanken zu dieser Aussage zu machen. Im Folgenden finden sich jene Überlegungen, die ich mir zu dieser Zuschreibung gemacht habe.

Der Begriff *Weltkulturerbe* wurde von der UNESCO (United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization) geprägt und wurde in der *Welterbekonvention* von 1972 erstmals erläutert. Die elementare Aufgabe, die dieser Konvention zugrunde liegt, ist der Schutz vor Beschädigung oder Zerstörung von Gütern, die außergewöhnlichen universellen Wert besitzen. Die Ernennung zu einem Weltkulturerbe ist laut dieser Konvention allerdings ausschließlich Bauwerken bzw. architektonischen Elementen vorbehalten.<sup>25</sup> Kultur manifestiert sich jedoch auch auf vielfältige immaterielle Weise. Diesem Umstand wurde schließlich im Jahr 2003 mit der Verabschiedung der *Konvention zur Erhaltung des immateriellen Kulturgutes* Rechnung getragen. Da von der UNESCO allerdings nur ganz konkrete Kulturgüter, bei denen eine eindeutige geografische und/oder ethnische Zuordnung möglich ist – etwa ein bestimmtes Bauwerk oder ein regionsspezifischer Tanz, Aufnahme in die Weltkulturerbe-Liste finden können, kann Saatgut aufgrund seines unspezifischen Charakters vonseiten der UNESCO keine offizielle Anerkennung als *Weltkulturerbe* erlangen. Wenn Saatgut also in der Literatur als solches bezeichnet wird, ist damit kein offizieller Status gemäß UNESCO-Richtlinien gemeint, sondern ist Ausdruck einer deutlich allgemeiner gehaltenen Auffassung dieser Zuschreibung. Der Sammelbegriff *Weltkulturerbe* setzt sich aus drei Einzelwörtern zusammen: 1. Welt, 2. Kultur und 3. Erbe. In einer weiter gefassten Definition wäre ein Weltkulturerbe daher ein materielles oder immaterielles Gut, das 1. von globaler Bedeutung bzw. universalem Wert ist, 2. kulturellen Ursprungs ist bzw. eine kulturelle Manifestation darstellt, 3. seine Existenz früheren Generationen verdankt, die dieses Gut erschaffen, gepflegt und an ihre Nachkommen weitergegeben haben. Bei Verwendung dieser weiter gefassten Definition, die keine spezifische geografische und/oder ethnische Zuordnung erfordert, lässt sich erkennen, dass Saatgut durchaus als ein Weltkulturerbe

---

<sup>24</sup> Siehe bspw. Klett 2010: 68, Kieser 2009: Website br-online, Zeiler 2003: Website lateinamerikanachrichten.

<sup>25</sup> Die vollständigen Kriterien sind in der *UNESCO Welterbekonvention* von 1972 aufgelistet (vgl. Website UNESCO).

bezeichnet werden kann, da es alle drei in diesem Begriff zusammengefassten Komponenten erfüllt.

1. **WELT**kulturerbe: Saatgut hat zwar in den sogenannten „Wawilowschen Zentren“ seinen Ursprung<sup>26</sup>, verbreitete sich allerdings von diesen Gebieten genetischer Vielfalt über fast die gesamte Erde und ist heute von globaler Bedeutung. Da Saatgut, wie ich bereits näher erläutert habe, in Bezug auf die menschliche Ernährung eine immense Bedeutung zukommt, ist es als ein Gut von außergewöhnlichem universalem Wert zu betrachten.
2. Welt**KULTUR**erbe: Saatgut ist etwas vom Menschen Geschaffenes. Sein Ausgangsmaterial ist wohl natürlichen Ursprungs, die Umwandlung in Saatgut war allerdings ein kultureller Prozess. Im Gegensatz zu Samen von Wildpflanzen, welche ein *Naturgut* darstellen, repräsentiert Saatgut von Kulturpflanzen ein *Kulturgut*.
3. Weltkultur**ERBE**: Saatgut wurde von unseren Vorfahren vor rund 10.000 Jahren entwickelt und von Generation zu Generation weitergegeben. Dieser „Vererbungsprozess“, der bis heute anhält, umfasst sowohl eine materielle als auch eine immaterielle Komponente. Erstere beinhaltet das vermehrungsfähige Saatgut – also die Samen, Körner, Bohnen usw., letztere das für den Anbau und die Saatgutvermehrung notwendige Expertenwissen.

### 3.6. Saatgut als Handelsware

Über weite Strecken der sesshaften Menschheitsgeschichte war Saatgut ein Produktions- und Nahrungsmittel, das sich fest in bäuerlicher Hand befand. Es waren Bauern und Bäuerinnen, die für die Vermehrungs- und Züchtungsarbeit zuständig waren. Sie hatten daher auch weitgehend die Verfügungsgewalt über die von ihnen (re)produzierten Saaten. Eine dramatische Veränderung setzte jedoch gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die (Wieder)Entdeckung der *Mendelschen Gesetze*<sup>27</sup> ein. Während davor die Pflanzenzüchtung auf einen langwierigen Prozess von „Versuch und Irrtum“ angewiesen war, konnten nun zu erwartende Züchtungsergebnisse wesentlich genauer vorhergesagt und der zeitliche Züchtungsaufwand drastisch reduziert werden. Dies war die Geburtsstunde der

---

<sup>26</sup> Zu den „Wawilowschen Zentren“ zählen insbesondere der Nahe Osten, der Mittelmeerraum, Afghanistan, Nordindien, Malaysia-Java, China, Guatemala/Mexiko, die peruanischen Anden und Äthiopien. Unabhängig voneinander ist in diesen Gebieten während eines Zeitraums von ungefähr 4.000 Jahren die Grundlage unserer heutigen Kulturpflanzenvielfalt entstanden (vgl. Mooney 1981: 12 sowie Ellen 1994: 207).

<sup>27</sup> Im Jahr 1865 stellte Gregor Johann Mendel seine als *Mendelsche Gesetze* bekannt gewordenen Vererbungsregeln auf. Mit ihrer Hilfe konnte erstmals erklärt werden, „[...] nach welchem Muster Eigenschaften der Eltern an ihre Nachkommen weitergegeben werden [...]“ (Website Mendel-Regeln). Ihre offizielle Anerkennung erlangten die *Mendelschen Gesetze* allerdings erst im Jahr 1900 – 16 Jahre nach Mendels Ableben.

professionellen Pflanzenzüchtung, die in weiterer Folge zu einer Spezialisierung sowie Kommerzialisierung der Saatgutproduktion führte und einen fundamentalen Wandel mit sich brachte. Während die bäuerliche Pflanzenzüchtung ihr Augenmerk auf Aspekte wie Sortenanpassung an die lokalen Umweltbedingungen, Geschmack und Ertragssicherheit legte, wurden von der professionellen Pflanzenzüchtung andere Attribute angestrebt. Hier zählten insbesondere Merkmale wie Ertragssteigerung, Transport- und Lagerfähigkeit, Sortenexklusivität sowie – in weiterer Folge – Maschinentauglichkeit (vgl. Heistinger 2008: 239ff., Fuchs 2010: 89ff.). Im Kontext der bäuerlichen Produktion, war (und ist zum Teil heute noch) die Tätigkeit des Züchtens untrennbar mit der Tätigkeit des Anbaus verbunden. Das eine kann nicht ohne das andere existieren.<sup>28</sup> Saatgut ist Ausgangspunkt und Endprodukt zugleich. Es wurde generell als Gemeingut betrachtet, das man von den bäuerlichen Vorfahren erhalten hatte und an seine Nachkommen weiter geben würde sowie mit anderen Bauern/Bäuerinnen tauschte. Im Kontext der professionellen Pflanzenzüchtung herrscht eine andere Sichtweise vor. Pflanzenzüchtung und -anbau werden als zwei gänzlich getrennte Tätigkeiten betrachtet, die auch von einem unterschiedlichen Personenkreis durchgeführt werden. Erstere erfolgt durch professionelle ZüchterInnen, letztere durch Bauern/Bäuerinnen sowie Gärtner/Gärtnerinnen (vgl. Heistinger 2001: 38ff.). Das gezüchtete Saatgut wird nicht als etwas von den Vorfahren Geerbtes betrachtet, das der Allgemeinheit gehört, sondern vielmehr als etwas Selbsterschaffenes, für das Besitzansprüche gestellt werden können. Die ZüchterInnen nehmen dabei die Rolle eines Dienstleisters ein, der sein Produkt nun nicht mehr tauscht, sondern am Markt zum Kauf anbietet. Mit dem Aufkommen der professionellen Pflanzenzüchtung bekam Saatgut einen monetären Wert zugeteilt – es wurde zur Handelsware.

Nicht immer hielten die zugekauften Saaten was sie versprochen. Gemäß Agrarwissenschaftler Hermann Kallbrunner legten die professionellen Saatgutproduzenten speziell in der Anfangszeit ihres Bestehens ein zum Teil sehr verantwortungsloses Verhalten an den Tag. Da sie nicht – wie die Bauern und Bäuerinnen – für ihren eigenen Ernteertrag, sondern für den kurzfristigen Profit produzierten, gingen sie bei der Auswahl des Vermehrungsmaterials nicht immer sorgfältig vor. „Es wird vielfach gedankenlos ‚abgebautes‘ oder sogar krankes, stark verunkrautetes Saatgut verwendet, dann auch Samen aus irgendeinem Krämerladen oder aber auch aus Gegenden, mit ganz anderen klimatischen

---

<sup>28</sup> In manchen Fällen wird von den handelnden Personen sogar ein und derselbe Ausdruck für beide Tätigkeiten verwendet, wie beispielsweise Heistinger in ihrer Studie über südtiroler Bäuerinnen festgestellt hat (vgl. Heistinger 2001: 38).

und Bodenverhältnissen, der vielleicht in seiner Heimat, nicht aber auch in anderen Gegenden gute Ernten hervorbringen kann. Kurz, es wird der Beschaffenheit des Saatgutes lange nicht die Sorge geschenkt, die notwendig ist [...]“ (Kallbrunner 1947: 3). Staatliche Sortenlisten wurden ins Leben gerufen, um sicherzustellen, dass nur jenes Saatgut, welchem eine offizielle Anerkennung ausgesprochen worden war, in den Handel kommen konnte. Um diese Anerkennung zu erhalten, musste sich der Saatgutproduzent einer strengen Qualitätskontrolle unterziehen. Nur wenn Attribute wie Keimfähigkeit, Gesundheit, Gewicht, Größe, Sortierung etc. erfüllt waren, wurde die offizielle Saatgutankennung erteilt. Dieses Vorgehen diente einerseits dem Schutz des Käufers vor qualitativ schlechten Saaten, sollte aber andererseits auch dem Produzenten den Erhalt einer entsprechenden Aufwandsentschädigung sicherstellen (vgl. ebd.: 40f.). Die Fruchtbarkeit des Saatguts wurde zu jener Zeit noch nicht infrage gestellt. Sie war eine Selbstverständlichkeit, die untrennbar mit der Pflanzenzucht verbunden war. In den darauffolgenden Jahren sollte diesem Aspekt jedoch eine drastische Veränderung widerfahren.

### **3.7. Saatgut als Forschungsobjekt**

Die auf Ertragsteigerung ausgerichtete professionelle Pflanzenzucht konnte schon bald beeindruckende Erfolge verzeichnen. Im Verlauf der in den 1960er Jahren einsetzenden *Grünen Revolution*, die auch als „Industrialisierung der Landwirtschaft“ bezeichnet wird, konnte mithilfe der neu gezüchteten Hochleistungssorten eine Vervielfachung der Ernteerträge erzielt werden. Saatgut wurde zusehends zu einem immer lukrativer werdenden Geschäft. Allerdings hatte es einen großen Nachteil: einmal gekauft, konnte der Bauer/die Bäuerin es selbst vermehren und jedes Jahr neu anbauen. Der Saatgutproduzent konnte somit nur an der ersten Anbausaison verdienen. Als jedoch die biotechnologische Wissenschaft Saatgut als neues Forschungsobjekt für sich entdeckte und in der Folge durch Hybridisierung die Saat der Selbstverständlichkeit ihrer Vermehrungsfähigkeit beraubte, schien dieses Problem gelöst. Obwohl bereits in den 1930er Jahren erste Versuche mit Hybridsaatgut betrieben worden waren, fand es erst im Zuge der *Grünen Revolution* zu einer großflächigen Verbreitung. Durch „Entwicklungshilfe“-Maßnahmen und gezielte Propaganda löste Hybridsaatgut innerhalb kurzer Zeit insbesondere in den „Ländern des Südens“ die über Jahrtausende entstandene Landsortenvielfalt ab. Doch auch in den „Industriestaaten“ wurde Hybridsaatgut schon bald zur „Erfolgsstory“ – der sogenannte *Heterosis*effekt sowie die genetische Gleichförmigkeit der Hybridpflanzen machten dies möglich. Hybridsaatgut entsteht durch die Kreuzung zweier Inzuchtlinien. Um diese Inzuchtlinien zu erhalten, müssen

die „Elternpflanzen“ von üblicherweise fremdbefruchtenden Arten über Generationen hinweg immer wieder durch eigenen Pollen befruchtet werden. Dieser unnatürliche Vorgang führt zu zunehmendem Kümmerwuchs, der auch als „Inzuchtdepression“ bezeichnet wird. Die erste – und nur die erste – Generation<sup>29</sup>, die sich aus einer Kreuzung zweier Inzuchtlinien ergibt, überragt ihre Eltern hinsichtlich Wüchsigkeit und Ertragsbildung in ganz beträchtlicher Weise. Dieses Phänomen wird als „Heterosiseffekt“ bezeichnet (vgl. Hagel 2001: 867). Neben einer verstärkten Wuchs- und Ertragsleistung zeichnen sich Hybridpflanzen zusätzlich durch eine große genetische Homogenität aus. Diese macht sich bei auf diese Weise gezüchteten Pflanzen insbesondere durch optische Gleichförmigkeit sowie synchrone Pflanzenentwicklung bemerkbar – zwei Attribute, die von der industrialisierten Landwirtschaft hoch geschätzt werden. Zwei andere Attribute, die insbesondere von den Saatgutproduzenten hoch geschätzt werden, sind die nur eingeschränkte Fruchtbarkeit von Hybriden sowie die Tatsache, dass diese Pflanzen nicht samenfest sind. Das bedeutet, dass sich bei einer Vermehrung zweier Hybridpflanzen die genetische Homogenität der Elternpflanzen bei den Nachkommen ins Gegenteil verkehrt, diese somit hinsichtlich Wuchsverhalten und Optik außerordentlich heterogen ausfallen (vgl. Aigner/Leopold 2007). Für eine auf Höchstertträge und Gleichförmigkeit ausgelegte Agrarindustrie ist diese zweite Hybridengeneration daher völlig wertlos.

Durch die Entwicklung von Hybrid- bzw. F1-Pflanzen verlagerte sich ein großer Teil der weltweiten Saatgutproduktion vom Feld ins Labor. Nicht Bauern und Bäuerinnen, Gärtner und Gärtnerinnen waren nun vorrangig für die Herstellung von Saaten zuständig, sondern Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen. Diese Entwicklung verstärkte sich noch zusätzlich mit der Erfindung von genetisch verändertem Saatgut Mitte der 1970er Jahre. Durch gezieltes Eingreifen in die pflanzliche DNA konnten nun dem betreffenden Organismus auch solche Merkmale an- oder weggezüchtet werden, die mit den bisherigen Züchtungsmethoden nicht beeinflussbar waren und von Natur aus nicht möglich gewesen wären. Die beiden häufigsten Merkmale sind heute spezifische Herbizidtoleranzen sowie Schädlingsresistenzen (vgl. Lotter 2008: 34; Buttel 2005: 310).

### **3.8. Saatgut als Gefahrenquelle**

Während die Vorzüge dieser neuen Entwicklungen von Saatgutkonzernen und dem Biotechnologiesektor hoch gepriesen wurden und werden, gab es immer auch warnende

---

<sup>29</sup> Diese erste Generation wird auch als „erste Filialgeneration“ bezeichnet, wovon sich die gängige Abkürzung „F1“ für Hybridsaatgut/-pflanzen ableitet.

Stimmen, die auf damit verbundene potentielle und/oder tatsächliche Gefahren aufmerksam machten.

*- die Gefahr der genetischen Erosion*

Eine dieser Gefahren ist die genetische Erosion des Kulturpflanzenbestandes bzw. der Rückgang der kultivierten Biodiversität. Die globale Verbreitung von Hybrid- und gentechnisch verändertem Saatgut hat zu einem drastischen Rückgang der Landsortenvielfalt geführt. Wo früher hunderte verschiedene Sorten einer Pflanzenart angebaut wurden, sind es mittlerweile nur noch einige wenige. Eine Anpassung an sich verändernde Umweltbedingungen wird dadurch immer schwieriger, zumal viele dieser im Labor gezüchteten Sorten ihre Fruchtbarkeit zumindest teilweise eingebüßt haben. Fruchtbarkeit ist allerdings hinsichtlich Anpassung das entscheidende Kriterium. Darüber hinaus birgt die zunehmende genetische Gleichförmigkeit der Kulturpflanzenarten ein deutlich erhöhtes Schädlingsbefall- sowie Krankheitsrisiko in sich. So schreibt etwa auch Pat Mooney: „Die genetische Einheitlichkeit einer Nutzpflanze lädt Epidemien geradezu dazu ein, die Ernte zu zerstören“ (Mooney 1981: 22).<sup>30</sup>

*- die Gefahr der Entstehung bäuerlicher Abhängigkeitsverhältnisse*

Gemäß den Ausführungen der Soziologin Tina Goethe ist die zunehmende Abhängigkeit der Bauern und Bäuerinnen von großen Saatgutkonzernen eine weitere Gefahr, die mit der Verbreitung der neuen Saatgutarten in Zusammenhang gebracht wird. Durch die Etablierung von Sortenschutzgesetzen und die Vergabe von Patenten auf Neuzüchtungen kam es im Lauf der letzten Jahrzehnte zu einer zunehmenden „Privatisierung“ von Saatgut (vgl. Goethe 2010: 130ff.). Patente, so die Anthropologin Marilyn Strathern, gewähren dem Patenhalter ein Monopol auf die durch die Vermarktung einer neuen Erfindung zu generierenden Profite. Sie stellen einen Schutz vor „Nachahmern“ dar und geben dem „Erfinder“ gleichzeitig die Möglichkeit, innerhalb der Patentfrist die ihm entstandenen Entwicklungskosten durch die rechtlich geschützte Vermarktung seiner Erfindung auszugleichen. Doch keine Erfindung entsteht aus dem Nichts heraus. Jede Neuentwicklung baut stets auf bereits Vorhandenem auf. Mit der Patentierung werden all diese „Vorarbeiten“ zu einem gemeinsamen Endprodukt zusammengeführt, auf das erstmalig Besitzansprüche erhoben werden. „At the point of patenting, an invention becomes a ‚place‘ or passage point at which diverse expertise, all the knowledge that went into creating it, is gathered together and condensed into a single entity“

---

<sup>30</sup> Vergleiche dazu auch Website FAO (a).

(Strathern 2001: 9). Während Bauern und Bäuerinnen Saatgut über Jahrtausende hinweg frei anbauen, vermehren, weiterzüchten, tauschen und verkaufen konnten und mit dieser „Vorarbeit“ den Grundstein für heutige Entwicklungen in der Kulturpflanzenzüchtung legten, wurden diese genuin bäuerlichen Tätigkeiten durch neue, gesetzliche Regelungen großteils unterbunden, wenn nicht sogar kriminalisiert<sup>31</sup>. Durch die sukzessive Transformation von Saatgut als ein Gemeingut in ein Privatgut, wurden und werden Bauern und Bäuerinnen ihrer Verfügungsgewalt über das Produktionsmittel Saatgut beraubt. Statt es Jahr für Jahr selbst herstellen zu können, muss es mittlerweile in vielen Fällen vor jeder Anbausaison bei Saatgutfirmen neu zugekauft werden und stellt somit einen nicht zu verachtenden Kostenfaktor dar. Verschlimmert wird diese Situation noch zusätzlich durch die Tatsache, dass die neuen Züchtungen ihre propagierten Vorzüge häufig nur zusammen mit dem Einsatz spezieller chemischer Zusatzstoffe (Pflanzenschutzmittel) entfalten können. Die Kosten für den bäuerlichen Betrieb steigen somit weiter. Bleiben die erhofften Ernteerträge dennoch aus, übersteigen die Ausgaben nicht selten die Einnahmen. Insbesondere aus Indien sind mittlerweile zahlreiche Fälle bekannt, in denen Kleinbauern/-bäuerinnen durch solche Entwicklungen in eine „Schuldenfalle“ geraten sind, da sie die Kredite, mit denen sie den Kauf von Saatgut und Pflanzenschutzmitteln finanziert hatten, aufgrund zu geringer Ernteerträge nicht mehr zurückzahlen konnten (vgl. Goethe 2010: 130ff.).

#### *- die Gefahr der Ressourcenverschwendung*

Ein wesentliches Charakteristikum der von der Biotechnologie entwickelten Saatgutarten ist deren Auslegung auf „ideale Anbaubedingungen“. Dies bedeutet, dass für das Erzielen der propagierten Mehrerträge den Pflanzen eine kontinuierliche Menge Wasser, Sonne, Düngemittel und Pflanzenschutzmittel zur Verfügung stehen bzw. eingesetzt werden muss. Die „Output-Steigerung“ in Form höherer Ernteerträge war daher stets von einer noch größeren „Input-Steigerung“ begleitet. „Während das Verhältnis von Energieeinsatz und Ertrag im 19. Jahrhundert ein Verhältnis von 1:10 erreichen konnte, neigte sich die Waagschale nun [zwischen 1965 und 1980 – Anm. d. A.] auf die andere Seite und erreichte einen Wert von 1:0,86“ (Christ 2010: 39f.). Die „Lobeshymnen“ auf Hybrid- und Gen-Saatgut waren daher nur deshalb möglich, weil die Aufmerksamkeit nur auf eine Seite der sprichwörtlichen Medaille gerichtet wurde. Bezieht man den Energiemehrbedarf in die Kalkulation mit ein, wird offensichtlich, dass diese Saatgutarten aufgrund der erforderlichen Anbauweise äußerst ineffizient und ökologisch höchst bedenklich sind.

---

<sup>31</sup> Dies betrifft beispielsweise das Inverkehrbringen von Saatgut einer nicht-gelisteten Sorte oder das Vermehren von gentechnisch verändertem Saatgut.

### - die Gefahr der unkontrollierten Ausbreitung von GVOs

Während die bisher genannten Gefahrenpunkte sowohl Hybrid- als auch gentechnisch verändertes Saatgut gleichermaßen betreffen, gibt es hinsichtlich letztgenanntem noch weitere große Befürchtungen bezüglich möglicher, unvorhergesehener negativer Auswirkungen auf Mensch, Tier und Umwelt. Während sich Hybridsaatgut bereits nach der ersten Filialgeneration rasch wieder abbaut und ständig neu gezüchtet werden muss, um weiterhin bestehen zu können, ist gentechnisch verändertes Saatgut in der Lage, von sich aus in der Natur zu überdauern. Auskreuzungen über Wildpflanzen sowie Kontaminierung nicht-gentechnisch veränderter Sortenverwandter wurden bereits beobachtet und dokumentiert. Beispielsweise ist in Kanada der Anbau von gentechnikfreiem Raps mittlerweile nicht mehr möglich, da alle vorhandenen Kulturen durch Pollen- und Samenverfrachtungen bereits kontaminiert worden sind. Trotz vehementer Beteuerungen der Gentechnik-Industrie scheint die Unterbindung einer unkontrollierten Ausbreitung von gentechnisch veränderten Organismen (GVOs) in der Praxis nicht möglich zu sein. Was diese Tatsache für die Zukunft bedeuten wird, bleibt abzuwarten.<sup>32</sup>

### 3.9. Saatgut als schützenswertes Gut

Wenn in der Literatur von Saatgut als einem „schützenswerten“ oder „bedrohten“ Gut gesprochen wird, so bezieht sich diese Zuschreibung stets auf konventionell gezüchtete, vermehrungsfähige Saaten. Mit dem Aufkommen der neuartigen Pflanzenzüchtungen aus dem Labor und der Thematisierung der damit verbundenen sozialen und ökologischen Gefahrenpotentiale, kam es zur Entstehung einer breiten Front des Widerstandes, die sich quer durch alle Bevölkerungsschichten zieht. LandwirtInnen, GärtnerInnen, WissenschaftlerInnen, PolitikerInnen, KonsumentInnen etc. – innerhalb all dieser Gruppen gibt es mittlerweile eine beachtliche Anzahl an Kritikern von Hybrid- und insbesondere von gentechnisch verändertem Saatgut. Nach dem „Fortschritthype“, der die Entwicklungen der *Grünen Revolution* begleitet hatte, besinnt man sich heute wieder zusehends des alten bzw. konventionell gezüchteten Saatguts. Eine Vielzahl national als auch international agierender NGOs (Nicht-Regierungsorganisationen) setzt sich für den Schutz desselbigen ein<sup>33</sup>. Dabei erkennt man zunehmend auch wieder den Wert bereits in Vergessenheit geratener Kulturpflanzen und sorgt durch gezielte Saatgutvermehrung und -verbreitung für deren

---

<sup>32</sup> Zum Themenbereich „gentechnisch verändertes Saatgut“ ist eine große Anzahl kritischer Arbeiten erschienen, wie bspw. Lappé/Bailey 1999, Shiva 2000, Pinstrup-Andersen 2001, Stewart 2004 sowie Cummings 2008.

<sup>33</sup> Zu diesen NGOs zählen u.a. *Save Our Seeds*, *IG Saatgut*, *Navdanya*, *Seedy Sunday* sowie *Seed Savers Exchange*.

Erhaltung<sup>34</sup>. Es scheint, als hätte man erkannt, dass „das Neue“ nicht immer auch „das Bessere“ ist, und dass „das Alte“ bei näherer Betrachtung viel wertvoller sein kann, als bislang angenommen wurde.

---

<sup>34</sup> Für die Erhaltung und Verbreitung alter Kulturpflanzen setzen sich im deutschsprachigen Raum u.a. die Vereine *Arche Noah* (Ö), *Dreschflügel* (D) sowie *ProSpecieRara* (CH) ein.

#### **4. Das Land um Laa und der Zwiebelanbau**

Es ist kein Zufall, dass ich meine Feldforschung in der kleinen Weinviertler Gemeinde Unterstinkenbrunn durchgeführt habe. Wie ich in der Einleitung bereits dargelegt habe, zeichnet sich dieses Dorf durch die Koexistenz von Hybrid- und Landsorten im kommerziellen Zwiebelanbau aus. Die ansässigen Zwiebelbauern und -bäuerinnen kaufen also zum einen Hybrid- und konventionelles Saatgut von Saatgutfirmen zu, und zum anderen produzieren sie selbst eigenes Saatgut von ihren lokalen Landsorten. Bevor ich in Kapitel 5 ausführlich auf die unterschiedlichen Gründe und Einflussfaktoren eingehe, die zu dieser Koexistenz geführt haben, werde ich in diesem Kapitel mein Forschungsfeld sowohl in räumlicher (Unterstinkenbrunn und die Region Laa) als auch thematischer (die Zwiebel sowie die Bedeutung des Zwiebelanbaus) Hinsicht vorstellen. Die folgenden Seiten sollen daher primär den näheren kontextuellen Rahmen für die in Kapitel 5 folgende empirische Analyse darstellen.



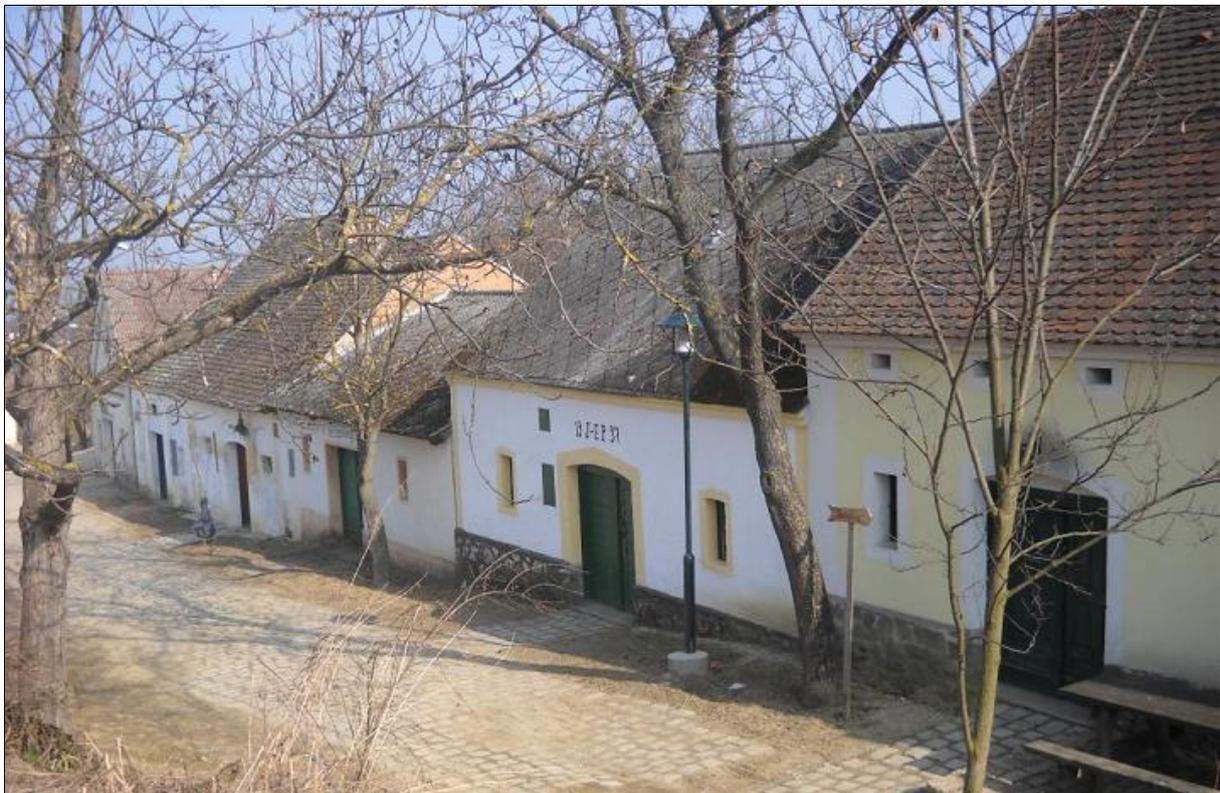
Die zwischen Feldern eingebettete Gemeinde Unterstinkenbrunn

##### **4.1. Unterstinkenbrunn und das Land um Laa**

Unterstinkenbrunn ist eine knapp 600-Seelen-Gemeinde und liegt an den südlichen Ausläufern des Laaer Beckens im Bezirk Mistelbach. Der Ort blickt bereits auf eine lange Geschichte zurück. Seine erste schriftliche Erwähnung fand Unterstinkenbrunn in Aufzeichnungen des Bistums von Passau im Jahr 1150, in denen der Ort als „Sinchundenprunne“ angeführt wird. Den etwas ungewöhnlichen Ortsnamen verdankt

Unterstinkenbrunn einer stark eisenhaltigen Quelle, die in seiner Ortsmitte entspringt (vgl. Website der Gemeinde Unterstinkenbrunn). Spaziert man heute durch den Ort, ist von diesem Geruch oder gar Gestank, wie es der Ortsname erwarten ließe, allerdings nichts mehr zu bemerken.

Touristisch interessant und über die Grenzen des Weinviertels hinaus bekannt ist Unterstinkenbrunn insbesondere wegen der sich am südlichen Ortsrand befindlichen „Loahmgrui“ (Lehmgrube). Dabei handelt es sich um ein kleines, idyllisches Kellergassendorf mit schön renovierten Presshäusern und Weinkellern, das so manchem Sommerfest sowie dem jährlich stattfindenden Adventmarkt des Ortes als stimmungsvolle Kulisse dient.<sup>35</sup>



Die liebevoll renovierten Presshäuser der „Loahmgrui“

Dominanter Wirtschaftszweig des Ortes ist die Land- und Forstwirtschaft. Laut einer Probezählung von Statistik Austria aus dem Jahr 2006 waren beinahe 80% aller Arbeitsstätten von Unterstinkenbrunn diesem Wirtschaftszweig zuzuordnen (vgl. Website Statistik Austria 2010). Doch auch wenn man diese quantitativen Daten nicht kennt, ist bei einem Besuch des

---

<sup>35</sup> Für weitere touristische Informationen siehe u.a. Reiter/Wistuba 2008: 251 sowie Österreichischer Weinreiseführer 2001: 159.

Ortes schon allein anhand der großen Anzahl vorbeifahrender Traktoren zu erahnen, welchem Beruf der Großteil der Dorfbevölkerung wohl nachgeht. Wie wichtig die Landwirtschaft für den Ort und die ganze Region Laa ist, erkennt man auch, wenn man sich das Umland von Unterstinkenbrunn ansieht: Felder soweit das Auge reicht – einzig unterbrochen von einigen wenigen Straßenzügen und kleinen Nachbargemeinden. Dass diese intensive landwirtschaftliche Nutzung der Region überhaupt möglich ist, verdankt die Bevölkerung der Regulierung der Thaya im Jahre 1832 sowie großflächigen Drainagierungsarbeiten, die Ende des 19. Jahrhunderts das ehemals sumpfige Gebiet in fruchtbares Ackerland verwandelten (vgl. Sommer/Höbaus 2010 sowie Website der Gemeinde Unterstinkenbrunn). Auch heute noch legen die zahlreichen Entwässerungskanäle, die zwischen den Feldern verlaufen, Zeugnis über diese großflächige Urbarmachung der Region ab. Von einem ehemaligen „Zuviel“ an Wasser kam es durch die Drainagierung zu einem teilweisen „Zuwenig“. Die heute vorhandene Grundwassermenge erlaubt keinerlei künstliche Bewässerung. Das bedeutet, dass die Bauern und Bäuerinnen im Laaer Becken für eine erfolgreiche Ernte zu 100% auf ausreichende Regenmengen angewiesen sind. Da die durchschnittliche jährliche Niederschlagsmenge im Weinviertel bei nur 400 bis 500 mm liegt, müssen die Bauern und Bäuerinnen des Laaer Beckens bei der Wahl ihrer Feldfrüchte vor allem deren Trockenheitstoleranz beachten. Neben Zwiebel werden insbesondere Getreide (v.a. Sommergerste und Winterweizen) und Zuckerrübe angebaut. Einige Betriebe bauten dieses Jahr erstmalig auch Mais an, da es dafür seit Kurzem einen Großabnehmer in der Region gibt. Andere Feldfrüchte, die nur von einzelnen Betrieben zusätzlich angebaut werden, sind beispielsweise Sorghum-Hirse, Erbse, Kürbis und Raps.<sup>36</sup> Die heutigen Bauern und Bäuerinnen von Unterstinkenbrunn betreiben ausschließlich Ackerbau. Dadurch unterscheiden sie sich grundlegend von ihrer Eltern- und Großelterngeneration, die durchwegs Mischbetriebe bewirtschaftete. Insbesondere Schweinezucht und Milchkuhhaltung waren weit verbreitet. Einzig ein paar Hühner werden heute noch auf einigen wenigen Höfen gehalten. Sie dienen aber ausschließlich der Eigenversorgung. In kommerzieller Hinsicht spielt die Viehzucht heute keine Rolle mehr.

Auch wenn das Laaer Becken fast ausschließlich aus landwirtschaftlich genutzter Fläche besteht, liegen die einzelnen Felder der Bauern und Bäuerinnen aus Unterstinkenbrunn zum Teil weit verstreut; 20 Kilometer und mehr können sie im Einzelfall vom Dorf entfernt sein. Dieser Umstand ist das Ergebnis einer stetigen Expansion der einzelnen landwirtschaftlichen

---

<sup>36</sup> Diese Angaben beziehen sich ausschließlich auf die örtlichen Zwiebelbetriebe. Eine Erhebung unter jenen LandwirtInnen, die keine Zwiebel anbauen, hat nicht stattgefunden.

Betriebe. Da Ackerland ein beschränktes Gut ist, das sich nicht beliebig vermehren lässt, ist eine Betriebsvergrößerung nur durch Zukauf oder Pacht von frei werdenden Flächen möglich, die sich teilweise in größerer räumlicher Entfernung vom Hof befinden (Fritz B., 28.2.2011; Stefan R., 12.3.2011).

Als ich im Rahmen meiner Feldforschung im Februar 2011 zum ersten Mal nach Unterstinkenbrunn kam, war ich von der weiten, offenen Landschaft, die den Ort in allen Richtungen umgibt, überrascht. Überall sah ich umgepflügte, leere Felder. Die freie Sicht wurde nur hin und wieder von einem laublosen Windschutzgürtel unterbrochen. Braun war das dominierende Farbelement und war in unterschiedlichsten Schattierungen allgegenwärtig. Die Offenheit der Landschaft brachte es mit sich, dass ich auf meinen Streifzügen durch die Felder eine Vielzahl an Wildtieren erblicken konnte. Feldhasen, Fasane, Rehe und sogar eine Eule konnte ich zum Teil aus nächster Nähe beobachten. Wer oder was auch immer sich zu dieser Jahreszeit auf den Feldern aufhält, kann schon von Weitem gesehen werden. Verstecke sind rar gesät. Ich fragte mich, ob sich diese kompromisslose Offenheit der Landschaft wohl auch im Wesen und Lebensbereich der BewohnerInnen des Laaer Beckens widerspiegeln würde. Umso überraschter war ich, dass die architektonische Gestaltung des Ortskerns von Unterstinkenbrunn, in dem sich der Großteil der Zwiebelbetriebe befindet, genau das Gegenteil ausdrückt. Die vorherrschende geschlossene Bauweise, bei der sich ein Gebäude nahtlos an das nächste reiht und keinerlei Einblick in den privaten Bereich der BewohnerInnen gewährt, steht im krassen Gegensatz zur umliegenden Landschaft. Der Eingang der Wohnhäuser befindet sich zumeist im Innenhof, welcher wiederum nur durch ein großes Hoftor betreten werden kann. Da diese Tore zumeist geschlossen sind und sich der dahinter befindliche Innenhof dadurch dem neugierigen Auge völlig entzieht, war das Betreten eines solchen Hofes für mich jedes Mal ein spannendes Erlebnis. Ich wusste nie, was mich dahinter erwarten würde. Und in der Tat hielt das Betreten eines Innenhofes in einigen Fällen die eine oder andere Überraschung für mich bereit. Die Palette reichte dabei von einem großen, struppigen Hund, der mich nach anfänglichem Misstrauen und einer anschließenden „Routineuntersuchung“ als Spielgefährtin völlig in Beschlag zu nehmen versuchte, bis hin zu einem roten Sportauto eines bekannten italienischen Rennwagenherstellers, das völlig unvermutet unmittelbar hinter dem Hoftor eines Zwiebelbetriebes geparkt war.



Weit und leer präsentieren sich die Felder des Laaer Beckens im Februar.

Zusätzlich zu dieser architektonischen Trennung zwischen privatem und öffentlichem Raum, trägt auch das weit verbreitete Fehlen von Namensschildern dazu bei, den Hausbewohnern gegenüber Fremden ein gewisses Maß an Anonymität zu gewähren. Zumeist war es einzig die an der Hofmauer angebrachte Hausnummer, die mir den genauen Wohnort meiner InterviewpartnerInnen verriet. Doch trotz dieser räumlichen Abschottung des privaten Wohnbereichs gegenüber dem öffentlichen Raum möchte ich betonen, mit welcher Freundlichkeit und Offenheit ich von den jeweiligen BewohnerInnen stets empfangen wurde. Die geschlossene Bauweise vereint eine Vielzahl an Vorteilen sowohl für die einzelnen BewohnerInnen als auch für die Gemeinde insgesamt<sup>37</sup> und darf daher nicht automatisch als Ausdruck einer betonten Distanziertheit der Bevölkerung interpretiert werden.<sup>38</sup>

Aufgrund der geringen EinwohnerInnenzahl des Ortes ist die Infrastruktur von Unterstinkenbrunn auf die wichtigsten Einrichtungen beschränkt. Neben einem kleinen Nahversorgungsgeschäft gibt es noch ein Wirtshaus und eine Bankfiliale. Einen Beherbergungsbetrieb gibt es seit Ende letzten Jahres nicht mehr, da seine Besitzer in Pension

---

<sup>37</sup> Eine genauere Abhandlung über die Vorteile der geschlossenen Bauweise ist nicht Inhalt dieser Arbeit. Für einen anschaulichen Überblick siehe die Broschüre „NÖ gestalten“ Ausgabe Nr. 120 vom Amt der NÖ Landesregierung.

<sup>38</sup> Auch wenn diese Gegenüberstellung der Offenheit der Landschaft zur Abgeschlossenheit des Dorfes in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit meinem Forschungsthema steht, bin ich dennoch ausführlich darauf eingegangen, um einen anschaulichen Eindruck über die räumlichen Gegebenheiten zu vermitteln.

gegangen sind.<sup>39</sup> Eine kleine Besonderheit stellt jedoch das Freibad des Ortes dar, das an heißen Sommertagen insbesondere den Kindern eine willkommene Abwechslung bietet. Da mit Laa an der Thaya allerdings eine größere Stadt in wenigen Autominuten erreichbar ist, stellt das eher bescheidene infrastrukturelle Angebot für die meisten DorfbewohnerInnen kein Problem dar. An Schultagen verkehren auch mehrere Busse zwischen Unterstinkenbrunn und Laa sowie Mistelbach, der Bezirkshauptstadt. Vorrangig wird dieses Service jedoch von SchülerInnen genutzt. Wie selten die öffentlichen Busse anscheinend von der ortsansässigen erwachsenen Bevölkerung benutzt werden, verdeutlichte mir die erstaunte Reaktion eines Busfahrers, der mich beim Einsteigen überrascht fragte: „Na, is des Auto leicht hin?“ Noch erstaunter war er, als ich ihm offenbarte, dass ich gar keines besitze. Das eigene Auto ist am Land wohl das unangefochtene Hauptverkehrsmittel.

#### **4.2. Die Zwiebel: eine vielseitige Feldfrucht**

So sehr die zahlreichen Felder das Erscheinungsbild des Laaer Beckens prägen, so sehr prägt der Zwiebelanbau die kleine Gemeinde Unterstinkenbrunn. Der Ort ist mit der Zwiebel unmittelbar verbunden und wird über die Grenzen des Weinviertels hinaus mit ihr in Verbindung gebracht. Bevor ich jedoch auf die Bedeutung des Zwiebelanbaus näher eingehe, möchte ich die Gelegenheit nutzen und diese vielseitige Feldfrucht etwas genauer vorstellen.

Die Zwiebel (*Allium cepa*) gehört zur Familie der Lauchgewächse, zu deren anderen bekannten Mitgliedern u.a. Porree, Knoblauch, Schnittlauch und Schalotte zählen. Ihr genauer Ursprung ist bis heute nicht vollends geklärt, doch gilt Zentralasien als die wahrscheinlichste Geburtsstätte dieser Steppenfrucht, von wo aus sie über das Gebiet des Nahen Osten in den Mittelmeerraum gelangte (vgl. Zohary/Hopf 1993: 185). Die Zwiebel zählt zu den ältesten Kulturpflanzen und war bereits im Alten Ägypten von herausragender Bedeutung. Es ist beispielsweise bekannt, dass die Zwiebel das Hauptnahrungsmittel der Sklaven beim Pyramidenbau war und als Grabbeigabe diente. Auch wurden zahlreiche ägyptische und antike Grabmäler entdeckt, auf deren Wandgemälden Zwiebeln abgebildet sind. Ebenfalls von großer Bedeutung schien die Zwiebel im Römischen Reich gewesen zu sein, wo „[...] zur Versorgung der Stadtbevölkerung in großem Maße auch Zwiebeln in den Gemüsegärten angebaut wurden“ (Moon 2002: 10). Es waren vermutlich die Römer, die die Zwiebel nach Mitteleuropa brachten, wo sie schon bald wichtiger Bestandteil des Speiseplans wurde. Heute ist die Zwiebel rund um den Globus verbreitet (vgl. Sommer/Höbaus 2010).

---

<sup>39</sup> Wie bereits in der Einleitung erwähnt wurde, wohnte ich aus diesem Grund in einem Gasthof des Nachbarortes Gaubitsch.

Nicht nur als Nahrungsmittel ist die Zwiebel von Bedeutung sondern, aufgrund ihrer ätherischen Öle und anderen, gesundheitsfördernden Inhaltsstoffen, auch als Gewürz- und Heilpflanze. Als die Pest in Europa wütete, wurden Zwiebeln sogar als Glücksamulette benutzt, um eine mögliche Erkrankung abzuwenden (vgl. ebd.). Auch heute noch hat die Zwiebel in der Hausapotheke ihren festen Platz und kommt insbesondere zur Bekämpfung von Erkältungskrankheiten zum Einsatz.<sup>40</sup> Darüber hinaus wird vermutet, dass aufgrund des in der Zwiebelschale enthaltenen hohen Quercetingehalts, Thrombose sowie verschiedene Krebsarten verhindert werden können (vgl. Duke 2010: 39).<sup>41</sup>



In Unterstinkenbrunn werden ganz unterschiedliche Zwiebeln angebaut.

Zwiebeln gibt es mit den unterschiedlichsten Erscheinungsmerkmalen. In unseren Breiten findet man am häufigsten die Sommerzwiebel, die ab August als Trockenzwiebel geerntet wird und bis weit in den Winter hinein lagerfähig ist. Während die Größe einzelner Exemplare zwischen ca. 3 und 12 cm Durchmesser variieren kann, reicht die Formenpalette von schlank und fingerförmig über flachrund bis hin zu kreiselförmig. Auch in farblicher Hinsicht hat sich im Laufe der Zeit ein breites Spektrum entwickelt. So kennen wir heute weiße, gelbe, bronzefarbene, rote und sogar rotviolette Zwiebeln. In geschmacklicher Hinsicht gibt es sowohl milde, süße als auch scharfe Zwiebelsorten (vgl. Heistingner 2010: 459). Obwohl auch von den Unterstinkenbrunner LandwirtInnen eine breite Palette

---

<sup>40</sup> Auch in meiner Familie kommt ein selbsthergestellter Hustensaft aus Zwiebel und Honig immer dann zur Anwendung, wenn sich die ersten Symptome einer Erkältungskrankheit zeigen. In den meisten Fällen mit Erfolg.

<sup>41</sup> Aus diesem Grund sollten die trockenen Zwiebelschalen immer mitgekocht werden. Wenn man sie zu diesem Zweck in ein kleines Netz oder einen Tee-Filterbeutel gibt, kann man sie nach dem Kochen leicht wieder entfernen (vgl. Duke 2010: 66).

unterschiedlichster Zwiebeln angebau wird, dominieren eindeutig solche mit runder Form, bronzener Farbe sowie einem Durchmesser von 7 bis 9 cm. Diese Dominanz wird primär durch den Markt bestimmt, der vorrangig diese Zwiebelmerkmale nachfragt.

Die Zwiebelbauern/-bäuerinnen von Unterstinkenbrunn bauen sowohl *Saatzwiebeln* als auch *Steck-* bzw. *Stupfzwiebeln* an, wobei der Großteil der ersten Kategorie zuzuordnen ist. *Saatzwiebeln* werden einjährig kultiviert. Dabei werden im zeitigen Frühjahr, sobald der Boden aufgetaut und die Erde abgetrocknet ist, die Saatkörner am Acker ausgebracht. Die Pflanzen reifen im Frühling und Sommer heran, werden gedüngt und mit chemischen Pflanzenschutzmitteln gegen Krankheiten und Schädlinge behandelt<sup>42</sup>, sodass sie ab August geerntet und verkauft bzw. gelagert werden können. *Steck-* bzw. *Stupfzwiebeln*<sup>43</sup> hingegen werden zweijährig kultiviert. Wie mir Altbäuerin Katharina S., die ihr Lebtage lang ausschließlich Stupfzwiebeln angebau hat, erklärte, handelt es sich hierbei um speziell gezüchtete Sorten. Dabei wird im ersten Frühjahr der Samen „ganz dicht“ (heißt: ganz eng nebeneinander) angebau, sodass die einzelnen Pflanzen nur sehr wenig Platz zum Wachsen haben. Dadurch bilden sie sehr kleine *Happeln*<sup>44</sup> aus (ca. 2 cm lang und 1 cm im Durchmesser), die im Sommer geerntet und über das Winterhalbjahr kühl und dunkel gelagert werden. Im darauffolgenden Frühjahr werden die kleinen Zwiebeln „gestupft“ – d.h. in die Erde gelegt und festgedrückt. Da dieses Mal ausreichend Platz zwischen den einzelnen Happeln gelassen wird, wachsen sie bis Anfang Juli zu der üblichen Zwiebelgröße von etwa 7 bis 9 cm Durchmesser heran. Der Vorteil von Stupfzwiebeln ist, dass die Bauern und Bäuerinnen bereits im zeitigen Sommer Ware zum Kauf anbieten können. Da die Fruchtschichten der Stupfzwiebel jedoch eine etwas gröbere Konsistenz aufweisen als jene der Saatzwiebel, werden diese Sorten vom Markt nur als „Zwischenlösung“ akzeptiert. Die LandwirtInnen trachten daher stets danach, ihren Stupfzwiebelbestand bis zum Beginn der Saatzwiebelernte zu verkaufen, da es ab diesem Zeitpunkt sehr schwer bis unmöglich ist, einen Abnehmer für die Stupfzwiebeln zu finden (Katharina S., 27.2.2011).

Bevor ich mich im folgenden Abschnitt der Bedeutung des Zwiebelanbaus zuwende, möchte ich noch auf eine interessante linguistische Besonderheit eingehen, die mir im Laufe meiner

---

<sup>42</sup> Die einzige Ausnahme stellt der Betrieb von Biobauer Johann Peitl dar, der keine chemischen Unkraut-, Pilz- oder Schädlingsbekämpfungsmittel einsetzen darf.

<sup>43</sup> Da der Großteil meiner InterviewpartnerInnen den Terminus *Stupfzwiebel* (statt *Steckzwiebel*) benutzte, wird er auch von mir in dieser Arbeit verwendet.

<sup>44</sup> Als *Zwiebelhappel* wird der Fruchtkörper der Zwiebel in der Umgangssprache bezeichnet. Da dieser Ausdruck von meinen InterviewpartnerInnen benutzt wurde und mir kein synonymes Fachterminus bekannt ist, werde ich ihn ebenfalls in dieser Arbeit verwenden.

Feldforschung immer wieder aufgefallen ist. Obwohl laut DUDEN und Österreichischem Wörterbuch (ÖWB) die Zwiebel aus grammatikalischer Sicht eindeutig weiblichen Geschlechts ist, verwenden die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen stets den männlichen Artikel (Duden 2000: 1110, ÖWB 2004: 735). Sie bauen, pflegen und ernten also nicht *die* Zwiebel sondern *den* Zwiebel. Die Verwendung des männlichen Artikels geschah mit einer derartigen Selbstverständlichkeit, sodass auch ich innerhalb kürzester Zeit und völlig unbewusst diese „linguistische Geschlechtsumwandlung“ vornahm und ebenfalls von *dem* Zwiebel sprach. Dieser Umstand wurde mir allerdings erst bewusst, als mich ein Bekannter, dem ich von meiner Forschungsarbeit erzählte, darauf aufmerksam machte. Welche Gründe diese kollektive Verwendung des männlichen Artikels hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Da diese Arbeit jedoch nicht linguistischer sondern sozialanthropologischer Natur ist, möchte ich dieses Phänomen mit seiner bloßen Erwähnung auf sich beruhen lassen und stattdessen auf die Rolle, die dem Zwiebelanbau zukommt, näher eingehen.

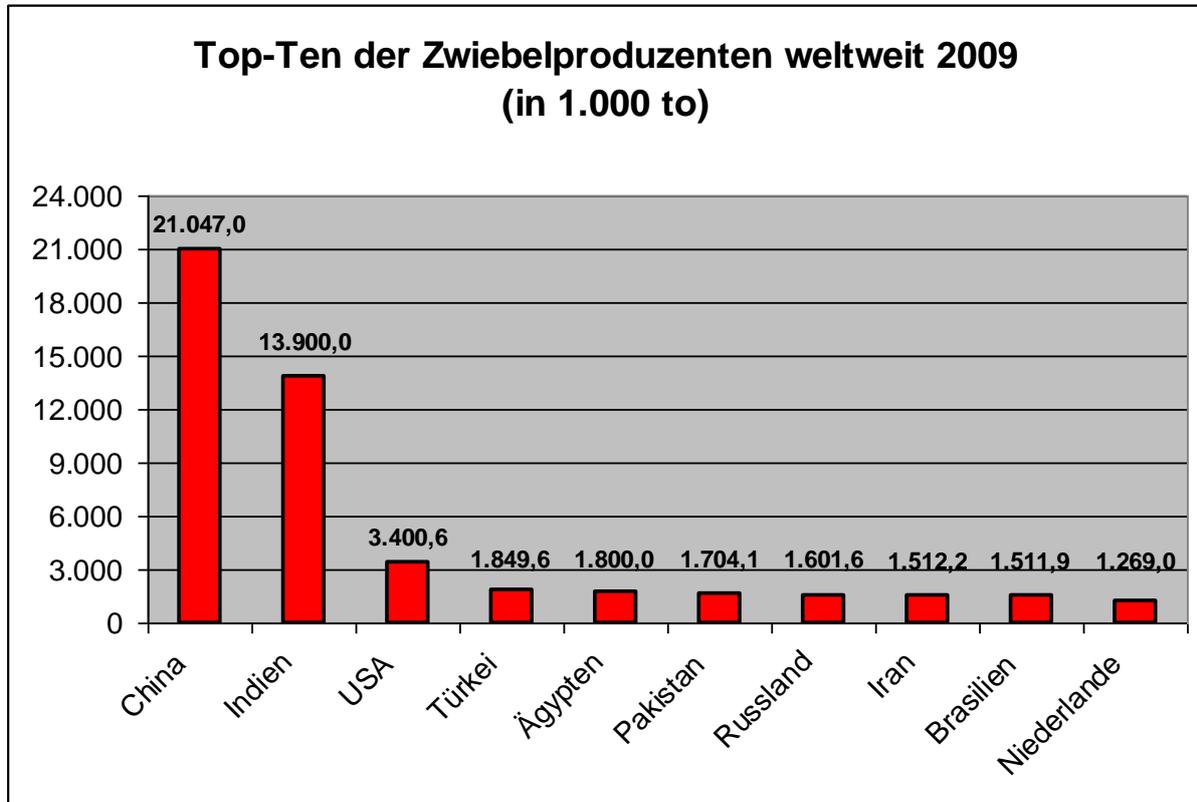
#### **4.3. Die Bedeutung des Zwiebelanbaus**

Die Zwiebel ist eine Feldfrucht, die heute rund um den Globus angebaut wird. Laut einer Statistik des United States Department of Agriculture (USDA) wurden 2009 insgesamt über 72 Mio. Tonnen weltweit angebaut, während es 15 Jahre davor nur rund 35 Mio. Tonnen waren. Zwischen 1994 und 2009 hat sich der globale Zwiebelanbau somit mehr als verdoppelt. Ausschlaggebend für diesen rasanten Anstieg sind insbesondere China und Indien, die ihre Anbaumenge in diesem Zeitraum sogar verdreifacht haben (vgl. Website USDA). Bevor ich daher näher auf die Bedeutung des Zwiebelanbaus für die LandwirtInnen von Unterstinkenbrunn und dem Laaer Becken eingehe, möchte ich vorab mit nachfolgenden Grafiken einen Überblick über die aktuelle globale, europäische sowie gesamtösterreichische Zwiebelproduktion geben.

### 4.3.1. Zwiebelanbau im internationalen und nationalen Kontext

#### - Zwiebelanbau global

Grafik 2

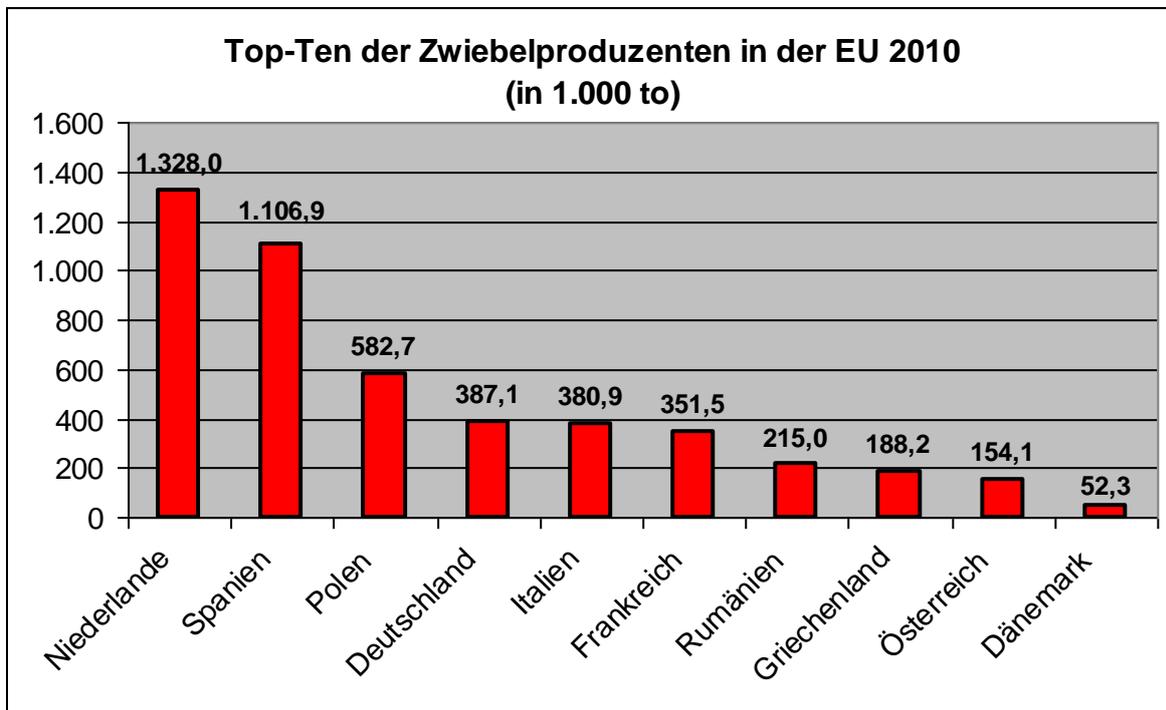


Datenquelle: FAO (b) *Countries by Commodity*

Wie aus Grafik 2 ersehen werden kann, ist China der mit Abstand größte Zwiebelproduzent mit einer Ernte von rund 21 Mio. Tonnen im Jahr 2009<sup>45</sup>, gefolgt von Indien, das im selben Jahr rund 14 Mio. Tonnen (also bereits um ein Drittel weniger) erntete. Weit abgeschlagen mit nur noch 3,4 Mio. Tonnen kommen die USA auf Platz 3 des internationalen Rankings. Die Plätze 4 (Türkei mit 1,8 Mio. Tonnen) bis 10 (Niederlande mit 1,3 Mio. Tonnen) liegen alle relativ knapp beisammen. Die Niederlande sind gleichzeitig das einzige EU-Land, das in den globalen Top-Ten vertreten ist (vgl. Website FAO (b)).

<sup>45</sup> Für das Jahr 2010 sind noch keine Daten verfügbar.

Grafik 3

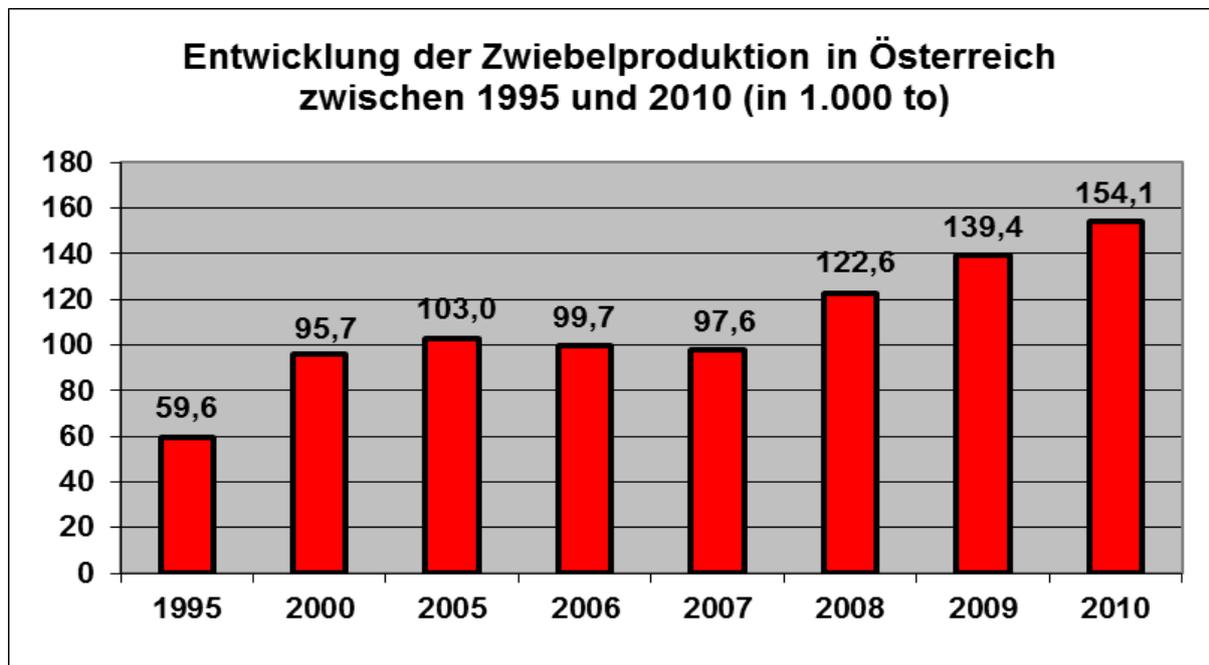


Datenquelle: Eurostat *Zwiebeln Erzeugung*

In Grafik 3 sind die zehn größten Zwiebelproduzenten der EU für das Jahr 2010 dargestellt. Die Niederlande (1,3 Mio. Tonnen) und Spanien (1,1 Mio. Tonnen) liegen mit großem Abstand an der Spitze, gefolgt von Polen (0,6 Mio. Tonnen) am 3. Platz. Deutschland, Italien und Frankreich (Plätze 4 bis 6) konnten sehr ähnliche Ernteergebnisse vorweisen. Das Gleiche gilt für Rumänien und Griechenland (Plätze 7 und 8). Österreich befindet sich mit (aufgerundet) 0,2 Mio. Tonnen an 9. Stelle.<sup>46</sup> Deutlich abgeschlagen kommt Dänemark auf Platz 10 (0,05 Mio. Tonnen) (vgl. Website Eurostat).

<sup>46</sup> Diese Platzierung Österreichs ist durchaus beachtlich, wenn man die geringe Größe des Landes und den davon noch geringeren Anteil an nutzbarem Ackerland im Vergleich zu den acht vorgereihten Ländern berücksichtigt. Zwar ist das Staatsgebiet des Erstplatzierten, den Niederlanden, noch kleiner als jenes von Österreich, kann dafür aber zu einem großen Teil ackerbaulich genutzt werden.

Grafik 4



Datenquelle: Lebensministerium 2010b *Gemüse-Ernteergebnisse*

Grafik 4 veranschaulicht die Entwicklung der Zwiebelproduktion in Österreich seit dem EU-Beitritt<sup>47</sup>. Zwischen 1995 und 2000 gab es einen Anstieg von rund 60% (von 59.600 to auf 95.700 to). In diesem Zeitraum stieg auch die Zwiebelanbaufläche um rund 45% (von 1.590 ha auf 2.308 ha) (nicht aus der Grafik ersichtlich - vgl. Lebensministerium 2010a). Der Ernterückgang in den Jahren 2006 und 2007 ist auf trockene Witterungsverhältnisse zurück zu führen. Insbesondere 2007 war ein sehr niederschlagarmes Jahr, wie mir Zwiebelbauer Peter F. berichtete: „Das war ein Wahnsinn. Aber da hat's nicht geregnet. Da war der Boden so ausgelaugt, da hat's von September bis August 2007 nie so einen Regen gegeben, dass der Boden einmal gesättigt gewesen wäre. Grad so, dass das nicht verkümmert ist. Das war ein Wahnsinn“ (Peter F., 26.2.2011). Die LandwirtInnen aus dem Laaer Becken hatten zu dieser Zeit mit massiven Ernteaussfällen zu kämpfen. Dass das österreichische Gesamtergebnis nicht schlechter ausgefallen ist, hängt damit zusammen, dass in anderen Zwiebelanbaugebieten künstlich bewässert werden konnte. Die darauffolgenden Jahre brachten zum einen reichliche Niederschlagsmengen, und zum anderen stieg die Zwiebelanbaufläche weiter bis auf 2.905 ha im Jahr 2010, sodass in jenem Jahr eine Rekordernte von über 150.000 to in Österreich eingefahren werden konnte (vgl. Website Lebensministerium 2010b).

<sup>47</sup> Für statistische Daten über die österreichische und weltweite Zwiebelproduktion ab 1961 siehe Website von USDA.

#### 4.3.2. *Zwiebelanbau im Land um Laa*

Obwohl im Laaer Becken eine Vielzahl an Feldfrüchten angebaut wird, nimmt die Zwiebel einen ganz besonderen Stellenwert ein. Diese herausragende Bedeutung kommt dem Zwiebelanbau dabei auf drei unterschiedlichen Ebenen zu: 1. der regionalen Ebene, 2. der lokalen Ebene, 3. der betrieblichen Ebene. Hierbei ist auffällig, dass die Bedeutung von der 1. zur 3. Ebene deutlich zunimmt. In diesem Abschnitt werde ich daher der Bedeutung des Zwiebelanbaus auf diesen drei Ebenen nachspüren.

##### 1. Die regionale Ebene: das Laaer Becken

Neben der, dem Weinviertel seinen Namen gebenden, Kultivierung von Wein (insbesondere Grüner Veltliner, Welschriesling und Blauer Portugieser), werden im Laaer Becken noch zwei weitere populäre landwirtschaftliche Produkte angebaut: Hanf und Zwiebel. Während der Hanf trotz seiner vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten<sup>48</sup> auch heute noch mit seinem negativen Image als Suchtpflanze zu kämpfen hat, erfreut sich die Zwiebel einer ausgesprochen positiven Konnotation. Zwar ist das Laaer Becken nicht die einzige Weinviertler Region, in der Zwiebel angebaut wird<sup>49</sup>, doch da hier eine künstliche Bewässerung nicht möglich ist, werden der Laaer Zwiebel, im Vergleich zu jenen aus bewässerten Gebieten, ein intensiveres Aroma sowie eine bessere Lagerfähigkeit zugesprochen (vgl. Website Genuss Region Österreich (a)). Um die Bedeutung, die der Zwiebelanbau für die Region hat, zu betonen, sowie um die Absatzmengen zu steigern, wurden unterschiedlichste Initiativen ins Leben gerufen.

##### - *Genuss Region Laaer Zwiebel*

Aufgrund der langen Tradition des Zwiebelanbaus in der Region<sup>50</sup> sowie der ausgezeichneten Qualität der beiden am häufigsten angebauten Landsorten, „*Gelbe Laaer*“ und „*Rote Laaer*“, können die Zwiebelprodukte des Laaer Beckens mittlerweile auch mit der Marke „Genuss Region Laaer Zwiebel“ beworben werden. Die Marke „Genuss Region Österreich“ wurde von der Agrarmarkt Austria Marketing GmbH (AMA) und dem Lebensministerium (BMLFUW) ins Leben gerufen, um die österreichische Bevölkerung auf „[...] die spezifischen

---

<sup>48</sup> Hanf aus dem Laaer Becken wird von verschiedenen Wirtschaftszweigen eingesetzt. Er wird bspw. in Ölform von der Lebensmittel- und der Kosmetikindustrie genutzt; seine Fasern finden aber auch in der Textil- und Papierindustrie sowie im Baugewerbe Verwendung (vgl. Website des Tourismus- und Innovationsvereins Land um Laa). Da moderne Hanfzüchtungen einen äußerst geringen THC-Wert (Tetrahydrocannabinol-Wert) aufweisen, ist eine Verwendung als Rauschmittel nicht mehr möglich und ihr Anbau daher legal.

<sup>49</sup> Ein weiteres, noch größeres Zwiebelanbaugesbiet im Weinviertel ist das Marchfeld.

<sup>50</sup> Es wird vermutet, dass ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zwiebel in der Region nicht nur für den Eigenbedarf sondern auch für den Verkauf auf Märkten angebaut worden ist (vgl. Sommer/Höbau 2010).

kulinarischen Angebote in den einzelnen Regionen“ (Website Genuss Region Österreich (b)) aufmerksam zu machen. Die Laaer Zwiebel erhielt dadurch den Status eines „kulinarischen Botschafters“ der Region.

#### *- Das Zwiebelfest*

Eine weitere Einrichtung, um auf die Bedeutung des Zwiebelanbaus im Laaer Becken aufmerksam zu machen, ist das alljährlich Mitte August in Laa an der Thaya stattfindende Zwiebelfest. Während die Marke „Genuss Region Laaer Zwiebel“ von regionsexternen AkteurInnen ins Leben gerufen wurde (AMA und BMLFUW) und somit als „Top-down Initiative“ betrachtet werden kann, geht die Einführung des Zwiebelfestes auf eine Idee des ehemaligen Zwiebelbauern Konrad J. aus Unterstinkenbrunn zurück, und stellt daher eine „Bottom-up Initiative“ dar. In den ersten Jahren fand das Zwiebelfest noch in einem deutlich kleineren Rahmen als heute statt und diente primär den lokalen Bauern und Bäuerinnen dazu, ihre Produkte zu bewerben und den Produktionsprozess vorzustellen. Mittlerweile erfreut sich das Fest stetig wachsender Beliebtheit und zieht ein Publikum auch von deutlich außerhalb der Grenzen des Laaer Beckens an, sodass es heute am Laaer Hauptplatz abgehalten wird und sich über einen Zeitraum von drei Tagen erstreckt.<sup>51</sup> Von seinem unmittelbaren Bezug auf die Zwiebelproduktion in Unterstinkenbrunn ist, so Altbauer Konrad J., nicht mehr sehr viel übrig geblieben. Heutzutage, so meinte er, erinnert das Zwiebelfest mehr an ein Laaer Stadtfest, dem die Zwiebel als thematischer „Aufhänger“ dient (Konrad J., 10.4.2011). Bei meinem Besuch des diesjährigen Zwiebelfestes bestätigte sich diese Aussage für mich nur bedingt. Obwohl nur wenige Zwiebelbetriebe aktiv an der Gestaltung des Festes mitwirkten<sup>52</sup> und etliche Veranstaltungspunkte sowie Verkaufsstände in keinem direkten Zusammenhang mit der Zwiebel standen, blieb m.A.n. durch die sehr aufwendige, themenbezogene Dekoration sowie einige originelle wie informative Programmpunkte<sup>53</sup> der Bezug zur Zwiebel dennoch im Vordergrund. Doch auch wenn sich der Festcharakter im Laufe der Jahre sicherlich verändert hat, so zeigt diese Entwicklung dennoch, dass die Zwiebel nicht nur für ihren unmittelbaren Produktionsort große Bedeutung hat, sondern mittlerweile zu einer Art Aushängeschild der gesamten Region geworden ist.

---

<sup>51</sup> Das von mir besuchte Zwiebelfest fand vom 19. bis 21. August 2011 statt. Für genauere Informationen über das Fest siehe Website der Stadtgemeinde Laa an der Thaya.

<sup>52</sup> Da der Festtermin mit Mitte August in die Haupterntezeit der Laaer LandwirtInnen fällt, ist die geringe Zahl der mitwirkenden Zwiebelbetriebe wohl zu einem guten Teil auf Zeitmangel zurück zu führen.

<sup>53</sup> Zwiebelbezogene Programmpunkte waren beispielsweise die Kür der schwersten Zwiebel, der Zwiebelstaffellauf sowie mehrere Ausfahrten zu Zwiebelfeldern in der Umgebung inklusive genauer Beschreibung des Zwiebelanbaus durch Landwirte vor Ort.



Aufwendige Dekoration beim Zwiebelfest 2011 in Laa an der Thaya

#### - Die IG Laaer Zwiebel

Eine weitere „Bottom-up Initiative“ von regionaler Bedeutung, ist die *Interessensgemeinschaft (IG) Laaer Zwiebel*, die 1993 ins Leben gerufen wurde.<sup>54</sup> Von ihren Mitgliedern auch als „Vermarktungsgemeinschaft“ bezeichnet, stellt die IG Laaer Zwiebel einen freiwilligen Zusammenschluss mehrerer Zwiebelbauern und -bäuerinnen aus dem Laaer Becken dar, deren Ziel es ist, durch Bündeln der Ernteerträge und der Schaffung einer Corporate Identity, als Großanbieter am nationalen wie internationalen Zwiebelmarkt aufzutreten. Neben Betrieben aus Unterstinkenbrunn, welche den Großteil der Mitglieder stellen, haben sich auch einige ZwiebelproduzentInnen aus den Nachbargemeinden angeschlossen, wodurch die IG ihre regionale Dimension erhält. Obmann und gleichzeitig auch zentraler Ansprechpartner der IG ist der Unterstinkenbrunner Landwirt Kurt R. Alle Zwiebelgeschäfte der IG werden über ihn abgewickelt. Hauptabnehmer ist die Landesproduktenhandelsgesellschaft (LAPRO) in Stockerau, an die pro Saison zwischen 30 und 40% der gesamten Zwiebelernte der IG-Mitglieder geliefert werden (Kurt R., 13.3.2011). Nicht alle Zwiebelbauern und -bäuerinnen, mit denen ich über die IG gesprochen habe, sind von ihr begeistert. Hauptkritikpunkte waren dabei die marginale Einflussmöglichkeit der

---

<sup>54</sup> Seit der Einführung der Marke „Genuss Region Laaer Zwiebel“, nennt sich auch die Interessensgemeinschaft „Genuss Region IG Laaer Zwiebel“.

einzelnen Mitgliedsbetriebe auf die Verkaufspreisgestaltung<sup>55</sup> sowie die Notwendigkeit einer guten zwischenmenschlichen Beziehung zum IG-Obmann, da dieser allein für die Geschäftsvermittlung zuständig ist. Für jene Betriebe, die ihre Ernte nicht komplett selbst vermarkten möchten, stellt die IG jedoch eine durchaus nützliche Institution dar, da sie auch in schlechten Erntejahren eine gewisse Abnahmesicherheit gewährleistet. Darüber hinaus ist sie ein wichtiges Marketinginstrument für das Produkt „Laaer Zwiebel“, von dem im Endeffekt wohl auch nichtteilnehmende Zwiebelbetriebe der Region profitieren dürften.

#### - *Die Zwiebel-Fibel*

Es ist wirklich bemerkenswert, dass ein so alltägliches Produkt wie die Zwiebel, das in kaum einem Küchengarten fehlt, für eine Region so bedeutvoll sein kann. Die Laaer Zwiebel hat nicht nur eine eigene Marke, ein eigenes Fest und eine eigene Interessensgemeinschaft erhalten, sondern es ist ihr sogar ein eigenes Buch gewidmet worden: *Die Zwiebel-Fibel aus dem Land um Laa an der Thaya* von Elisabeth Kainz. Neben einem allgemeinen Kapitel über die Zwiebel, ihre Herkunft und ihren Anbau im Laaer Becken, liefert die Autorin viele Rezeptvorschläge für eine variantenreiche Verwendung der Laaer Zwiebel in der Küche. Die *Zwiebel-Fibel*, die vom Regionalentwicklungsverein herausgegeben worden ist, fungiert somit als weiteres Marketing-Tool, um die Laaer Zwiebel in den Köpfen der Bevölkerung sowie auf ihren Tellern noch stärker zu etablieren.

## 2. Die lokale Ebene: die Gemeinde Unterstinkenbrunn

Wohl kaum eine andere österreichische Gemeinde identifiziert sich so stark über ihren Zwiebelanbau wie Unterstinkenbrunn. Bereits auf der Startseite der ortseigenen Homepage begrüßt der Unterstinkenbrunner Bürgermeister alle (virtuellen) Gäste mit den Worten: „Willkommen im größten Zwiebeldorf im Weinviertel“ (Website der Gemeinde Unterstinkenbrunn). Auch außerhalb der Gemeinde gilt Unterstinkenbrunn als das Zwiebeldorf schlechthin. Diesen Ruf hat der Ort seiner großen Anzahl an zwiebelproduzierenden Betrieben<sup>56</sup> sowie der Qualität ihrer Produkte zu verdanken. Wie mir Biobauer Johann Peitl im Zuge des Interviews mitteilte, werden in der Region Laa rund 300 ha Ackerland mit Zwiebel bebaut. Das entspricht etwas mehr als 10% der

---

<sup>55</sup> Siehe dazu Unterpunkt 3: Die betriebliche Ebene

<sup>56</sup> Wie überall im Bereich der Landwirtschaft ist auch die Zahl der Zwiebelanbaubetriebe in Unterstinkenbrunn rückläufig. Während es zur Zeit des österreichischen EU-Beitritts noch rund 50 Zwiebelbetriebe im Ort gab, sind es heute nur noch 15. Die Zwiebelanbaufläche dürfte jedoch aufgrund von Zukauf und Pacht frei werdender Äcker durch die heute noch aktiven Anbaubetriebe über die Jahre relativ konstant geblieben sein (Stefan R., 12.3.2011).

gesamtösterreichischen Zwiebelanbaufläche<sup>57</sup>. Von diesen 300 ha werden 80 bis 90% alleine von den Bauern und Bäuerinnen der Gemeinde Unterstinkenbrunn bewirtschaftet. Zwar gibt es auch in den Nachbardörfern wie Kleinbaumgarten, Gaubitsch und Hanfthal vereinzelt Zwiebelbetriebe, aber eine dermaßen ausgeprägte Fokussierung auf diese Feldfrucht existiert in der Region Laa nur in Unterstinkenbrunn (Johann Peitl, 18.1.2011). Der Grund dafür liegt insbesondere in der speziellen Eignung der Böden für den Zwiebelanbau. Im Laaer Becken dominieren Schwarzerde- bzw. Tschernosemböden, die großteils im Besitz von Unterstinkenbrunner Bauern und Bäuerinnen sind. Diese tiefgründigen und wasserdurchlässigen Böden, die mit fruchtbarem Flusssand aus der Thaya angereichert sind und sich im Frühjahr sehr rasch erwärmen, bilden optimale Standortbedingungen für die Zwiebel (Katharina S., 27.2.2011). Aber auch das pannonische Klima, das sich durch heiße Sommer, kalte Winter und einen geringen Jahresniederschlag auszeichnet, trägt dazu bei, dass trockenheitstolerante Feldfrüchte – und somit auch die Zwiebel – im Laaer Becken so gut gedeihen (Hofmann 2000: 22f.).

Spaziert man durch den Ortskern von Unterstinkenbrunn, fallen einem sofort die vielen Informationstafeln auf, die an den riesigen Toren der landwirtschaftlichen Lagerhallen befestigt sind und darauf verweisen, dass es sich bei dem jeweiligen Gebäude um einen Zwiebelbetrieb handelt. Die Schilder fungieren zum einen als Werbemittel und Orientierungshilfe für Warenabholer, gleichzeitig sind sie aber auch Ausdruck des Stolzes der LandwirtInnen auf die eigenen Produkte. Doch nicht nur diese Schilder legen Zeugnis über die außergewöhnliche Bedeutung des Zwiebelanbaus für Unterstinkenbrunn ab, sondern insbesondere auch die imposante und mehrere Meter hohe Zwiebelskulptur, die in der Mitte des örtlichen Kreisverkehrs thronet. Jede/r Durchreisende wird automatisch darauf aufmerksam gemacht, worum es sich in Unterstinkenbrunn (zumindest in ökonomischer Hinsicht) dreht: die Zwiebel. Doch diese Zwiebelskulptur macht nicht nur auf die Bedeutung des Zwiebelanbaus per se aufmerksam. Da die Skulptur eine Zwiebel mit ausgereiftem Samenstand darstellt, dessen Samendolde aus mehreren Beleuchtungskörpern besteht, die diesen Teil der Zwiebel bei Nacht besonders betonen, wird damit insbesondere auch die lokale Tradition der eigenständigen Saatgutvermehrung symbolisiert. Die Zwiebel ist somit mehr als eine Feldfrucht, die einfach nur angebaut und geerntet wird. Vielmehr wird sie, soweit es die lokalen Landsorten betrifft, durch den Kreislauf von Anbau, Saatgutgewinnung und neuerlichem Anbau, von den ortsansässigen Bauern und Bäuerinnen immer wieder auf's

---

<sup>57</sup> Lt. einem Bericht der Landwirtschaftskammer Österreich wurden im Jahr 2009 österreichweit insgesamt 2.647 ha Zwiebel angebaut (vgl. Website der Landwirtschaftskammer Österreichisch).

Neue „erschaffen“. Und da jedes (sprichwörtliche) Kind einen Namen braucht, erhielten die beiden lokalen Zwiebelsorten, die bis dato immer nur als die „Hofsorte“ bezeichnet worden waren, mit ihrer Eintragung in die Österreichische Sortenliste 1992 durch den Verein Bauernsaat einen Namen, der auf ihren Ursprung verweist. „Eigentlich“, so erzählte mir Johann Peitl, der Begründer des Vereins, „hätten die beiden Lokalsorten ja ‚Gelbe‘ bzw. ‚Rote Unterstinkenbrunner‘ heißen sollen. Aber ‚Gelbe Laaer‘ und ‚Rote Laaer‘ klang dann doch irgendwie knackiger“ (Johann Peitl, 18.1.2011). Und so kam es, dass die Sortennamen zwar nicht auf den genauen Ursprungsort der beiden Landsorten verweisen, so aber doch zumindest auf ihre Ursprungsregion. Und mit der Skulptur im Kreisverkehr wurde ihnen ein Denkmal gesetzt.<sup>58</sup>



Zwiebelskulptur am Kreisverkehr von Unterstinkenbrunn

Wenn man während der Vegetationsperiode zwischen den Feldern um Unterstinkenbrunn spaziert, wundert man sich, weshalb sich der Ort als „Zwiebeldorf“ bezeichnet, gibt es doch

---

<sup>58</sup> Neben der *Gelben* und der *Roten Laaer* wurde durch den Verein *Bauernsaat* noch eine dritte Saatzwiebelsorte in der Österreichischen Sortenliste eingetragen: die *Schneeweiße Unterstinkenbrunner*. Sie trägt zwar die genaue Ortsbezeichnung in ihrem Namen, ist aber bis dato von keinerlei kommerziellem Interesse. Sie wird einzig zum Zwecke der Sortenerhaltung am Betrieb von Johann Peitl alle paar Jahre angebaut und vermehrt (Koller 2009: 7).

deutlich mehr Getreide- und Zuckerrübenfelder als Zwiebelfelder. Wie ich jedoch im Zuge meiner Interviews rasch feststellen konnte, rührt die Bedeutung der Zwiebel für den Ort nicht primär von dem Ausmaß der Anbaufläche her, sondern vielmehr von dem Ausmaß der Verdienstmöglichkeit. In „guten Zwiebeljahren“ ist diese Feldfrucht ein vergleichsweise hochpreisiges Produkt, dessen Verkauf den einzelnen Betrieben, und in der Folge der gesamten Gemeinde, eine lukrative Einnahmequelle bietet. Von einem „guten Zwiebeljahr“ wird dann gesprochen, wenn die geernteten Zwiebeln ein hohes Maß an Qualität aufweisen (also gesund, unbeschädigt, aromatisch und optisch ansprechend sind) und die am Markt angebotene Erntemenge die Nachfrage nicht übersteigt. In einem solchen Fall können Spitzenpreise von rund € 0,30/kg erzielt werden (Fritz B., 28.2.2011). Wie mir mehrere InterviewpartnerInnen erzählt haben, hat der Ort insbesondere in den 1970er Jahren mit dem Beginn der zunehmenden Spezialisierung auf den Zwiebelanbau sehr stark von diesem Wirtschaftszweig profitiert. So meinte etwa Verena T.: „Früher gab es im Ort v.a. Mischbetriebe. Aber die gibt es nun nicht mehr. Die Bauern haben sich auf Zwiebelanbau spezialisiert. Das brachte Wohlstand ins Dorf“ (Verena T., 1.3.2011). Auch heute noch scheint Unterstinkenbrunn aufgrund des Zwiebelanbaus im Vergleich zu seinen Nachbargemeinden wirtschaftlich im Vorteil zu sein. Wie mir ein Altbauer in einem inoffiziellen Gespräch erzählte, gilt Unterstinkenbrunn laut einem Angestellten der Raiffeisenkasse als „bestgestellter Ort in der ganzen Laaer Region“ (FTB, 27.2.2011).<sup>59</sup> Jedoch, so betonte Altbäuerin Katharina S. aus dem benachbarten Unterschoderlee, dieser Wohlstand resultierte nicht aus der Intensivierung des Zwiebelanbaus per se, sondern ist zu einem guten Teil dem außerordentlichen Fleiß der Unterstinkenbrunner Bauern und Bäuerinnen zu verdanken. Im Interview umschreibt sie die LandwirtInnen der 1970er Jahre als eine „[...] extreme Leistungsgesellschaft, wo einer den anderen immer zu noch mehr und besseren Erträgen angestachelt hat. Auch die Frauen haben kräftig mitgearbeitet und die Alten“ (Katharina S., 27.2.2011).<sup>60</sup>

Der Zwiebelanbau hat den Ort geprägt. Und er tut es heute noch. Durch die Zwiebel ist Unterstinkenbrunn über die Grenzen des Weinviertels hinaus bekannt geworden. Auch wenn bei weitem nicht jede/r Unterstinkenbrunner LandwirtIn diese Feldfrucht anbaut, so hat es der Ort doch der Zwiebel zu verdanken, dass er sich von den anderen Gemeinden des Laaer

---

<sup>59</sup> Da über die wirtschaftliche Situation der einzelnen Ortschaften keine Daten öffentlich zugänglich sind, kann diese Aussage selbstverständlich nur als ein Hinweis und nicht als ein Faktum betrachtet werden.

<sup>60</sup> Einen weiteren Hinweis auf den Fleiß der Unterstinkenbrunner LandwirtInnen fand ich an der Rückseite eines Wohnhauses im Ortszentrum. Auf einem großen Wandbild, das eine Frau und zwei Männer bei der Feldarbeit zeigt, steht mit großen Buchstaben geschrieben: „BAUERNFLEISS IST BAUERNSTOLZ“.

Beckens abhebt. Sie ist, wie es die Ökonomen ausdrücken würden, sein „Unique Selling Point“.

### 3. Die betriebliche Ebene: der einzelne Zwiebelbetrieb

Die zweifelsohne größte Bedeutung hat der Zwiebelanbau auf Ebene des einzelnen Zwiebelbetriebs. Obwohl kein Betrieb ausschließlich diese eine Feldfrucht anbaut – flächenmäßig macht sie zumeist sogar den geringsten Anteil aus, kommt der Zwiebel aufgrund unterschiedlicher Faktoren dennoch die dominante Rolle zu.

Der wohl wichtigste Faktor ist wirtschaftlicher Natur. Wie mir alle meine InterviewpartnerInnen bestätigt haben, ist der Erlös aus dem Zwiebelanbau die Haupteinnahmequelle des Betriebs. Mit keiner anderen im Laaer Becken üblichen Feldfrucht lässt sich so viel Geld verdienen wie mit der Zwiebel. Auf der anderen Seite sind für den kommerziellen Zwiebelanbau aber auch sehr große Investitionen notwendig. Ohne den entsprechenden Maschinen und Räumlichkeiten, die Zwiebelanbau, -ernte, -sortierung und -lagerung im großen Stil erst möglich machen, wäre kein Betrieb konkurrenzfähig.<sup>61</sup> Hat man sich daher erst einmal auf Zwiebelanbau spezialisiert und die dafür notwendigen Investitionen getätigt, wird im Normalfall bis zur Pensionierung und darüber hinaus (im Falle der Hofübergabe an eine/n der Nachkommen) daran festgehalten. Durch diese hohen Anschaffungskosten gerät der Bauer/die Bäuerin, trotz der potentiellen Profitmöglichkeit, in ein Abhängigkeitsverhältnis. Er/sie ist gezwungen, durch möglichst hohe Erlöse aus dem Zwiebelgeschäft die aufgenommenen Kredite zeitgerecht wieder zurück zu zahlen. In den 1970er und 1980er Jahren hat das recht gut geklappt, doch mit dem EU-Beitritt Österreichs und der daraus resultierenden verschärften Wettbewerbssituation für die Unterstinkenbrunner Zwiebelbetriebe, ist das wirtschaftliche Überleben deutlich schwieriger geworden (Claudia D., 12.3.2011).

Das Zwiebelgeschäft ist Risiko und Chance zugleich. Abgesehen von der, in der Landwirtschaft generell vorhandenen Abhängigkeit von Wetter- und anderen Umweltbedingungen<sup>62</sup>, zeichnet sich der Zwiebelanbau in Österreich durch seine freie Preisgestaltung aus. Während die Bauern und Bäuerinnen beim Verkauf ihrer anderen

---

<sup>61</sup> Für den Anbau anderer Feldfrüchte wie Zuckerrübe und Getreide sind ebenfalls verschiedene Maschinen notwendig, allerdings weisen diese zumeist einen geringeren Spezialisierungsgrad als die Gerätschaften für den Zwiebelanbau auf.

<sup>62</sup> Zu diesen Umweltbedingungen zählen insbesondere Krankheiten und Schädlinge.

Feldfrüchte einen bereits vor Anbau per Vertrag festgesetzten Preis ausbezahlt bekommen, werden Zwiebelgeschäfte nach dem jeweils aktuellen Marktpreis abgerechnet. Da dieser kontinuierlichen Schwankungen unterliegt, kann es durchaus vorkommen, dass ein/e LandwirtIn für 1 Kilo Zwiebeln im September z.B. € 0,15 bezahlt bekommt, einen Monat später aber bereits € 0,25 oder vielleicht auch nur mehr € 0,10. Die Preisentwicklung hängt vor allem von der am europäischen Markt vorhandenen Zwiebelmenge ab, und hier insbesondere vom Marktführer Holland, das deshalb auch als „Big Player“ im Zwiebelgeschäft bezeichnet wird. IG-Obmann Kurt R. brachte diesen Umstand auf den Punkt, indem er sagte: „Wenn die (die Niederlande – Anm. d. A.) zuviel produzieren, sinkt der Preis. Ganz Europa ist „Trittbrettfahrer“ von den Niederlanden. Die bestimmen den Markt“ (Kurt R., 13.3.2011). Diese Orientierung am internationalen Marktpreis macht das Geschäft mit der Zwiebel riskant und verlockend zugleich. Durch bewusste Steuerung des Verkaufszeitpunkts kann der Zwiebelbauer/die Zwiebelbäuerin den voraussichtlichen Ertrag bis zu einem gewissen Grad mitbestimmen. Dabei agieren die LandwirtInnen wie Börsenspekulanten, indem sie ihre gesamte Ernte nicht gleich Ende September verkaufen, sondern diese auf mehrere, kleinere Verkaufsmengen über die Herbst/Wintersaison aufteilen. Dies dient einerseits dazu, ihren jeweiligen Kundenkreis über einen langen Zeitraum hinweg mit frischen Zwiebeln beliefern zu können, andererseits aber auch der potentiellen Profitmaximierung. Nicht immer geht diese Rechnung allerdings für den/die LandwirtIn auf. In manchen Jahren fällt der Zwiebelpreis in den Wintermonaten, sodass die Ware mit einem geringeren Gewinn – oder im schlimmsten Fall – mit einem Verlust verkauft werden muss. In besonders schlimmer Erinnerung ist den örtlichen Zwiebelbauern und -bäuerinnen das Erntejahr 1995/96 – also das Jahr von Österreichs EU-Beitritt. Wie mir Stefan R. ausführlich erzählte, traf dieser Umstand die österreichischen Betriebe gleich doppelt hart. Zum einen durch die bis dato ungewohnte Notwendigkeit, mit dem europäischen Wettbewerb konkurrieren zu müssen, und zum anderen aufgrund einer zeitgleichen massiven europaweiten Überproduktion. „Die Preise rasselten in den Keller. In Unterstinkenbrunn wurde eine Wahnsinnsmenge an Zwiebeln vernichtet, weil die Produktionskosten [reinigen, sortieren, abpacken – Anm. d. A.] den Verkaufspreis überstiegen. Damals bekam man nur 2 Cent für das Kilo“ (Stefan R., 12.3.2011). Doch, so Altbauer Klaus A., ans Aufhören dachte selbst damals niemand. „Es war in guten Jahren einfach zu viel Geld damit zu verdienen“ (Klaus A., 14.3.2011). Nicht alle örtlichen Zwiebelbauern und -bäuerinnen sind an diesem Spekulationsgeschäft interessiert und trachten daher danach, den Großteil ihrer Ernte bereits Anfang Herbst an die Genossenschaft in Stockerau abzuliefern. Doch die meisten InterviewpartnerInnen meinten, dass gerade dieser,

durch die ständigen Preisschwankungen ausgelöste Nervenkitzel, das Zwiebelgeschäft so reizvoll macht. Einige bezeichneten sich selbst als „Zocker“, und Peter F. meinte zu diesem Thema: „Also Lotto spielen brauchen wir nicht, weil wir bauen eh Zwiebel an – also haben wir eh unseren Nervenkitzel“ (Peter F., 26.2.2011).

Doch neben der Tatsache, dass der Zwiebelanbau die (risikobehaftete) Haupteinnahmequelle der untersuchten Betriebe darstellt, gibt es noch einen weiteren Faktor, der zu seiner dominanten Rolle beiträgt: der damit verbundene Arbeitsaufwand. Auch in diesem Punkt waren sich meine InterviewpartnerInnen einig: keine Feldfrucht benötigt so viel Aufmerksamkeit und Zeit wie die Zwiebel. Obwohl der Arbeitsaufwand seit der Anschaffung spezieller Maschinen ab etwa Mitte der 1970er-Jahre deutlich zurückgegangen ist, fordert die Zwiebel vom Anbau bis zum Verkauf mehr Arbeitsschritte als jede andere im Laaer Becken angebaute Feldfrucht. Auch werden die Felder, bedingt durch das langsame Wachstum sowie die schlanke Wuchsform der Zwiebel, deutlich stärker von Unkräutern heimgesucht. Dieser Umstand hat zur Folge, dass es auf Zwiebfeldern zu einem intensiveren Herbizideinsatz kommt<sup>63</sup>, wodurch für den/die LandwirtIn zusätzlich zur Arbeitszeit auch erhöhte Produktionskosten anfallen. Um möglichen Krankheiten oder einem Schädlingsbefall vorbeugen zu können, werden die Zwiebfelder regelmäßig kontrolliert. Kurt R. erzählte mir beispielsweise, dass er jeden Tag alle seine Felder abfährt, um die Pflanzen auf einen möglichen Befall zu kontrollieren und dadurch „[...] einer explosionsartigen Ausbreitung vorzubeugen“ (Kurt R., 13.3.2011). Einige LandwirtInnen würden gerne mehr Zwiebeln anbauen, müssen jedoch davon absehen, da sie den zusätzlich anfallenden Arbeitsaufwand nicht bewältigen könnten. Andere Betriebe wiederum waren in der Vergangenheit sogar gezwungen, ihre Zwiebelanbaufläche zu reduzieren, da sich die familiäre Situation am Hof verändert hat. Dies war insbesondere dann der Fall, wenn die bis dato mithelfenden Eltern altersbedingt als Unterstützung ausgefallen waren oder, wie im Falle des Betriebes von Hilde und Erika N., ein Familienmitglied zum Pflegefall wurde. Auch die Geburt eines Kindes kann, durch die notwendige Umverteilung der vorhandenen Zeitressourcen, zu einer (zumindest vorübergehenden) Flächenreduktion führen. Gerade weil der Zwiebelanbau ein so wichtiges Standbein der LandwirtInnen ist, wirken sich solche innerfamiliären Veränderungen spürbar auf die gesamtwirtschaftliche Situation des Betriebes aus.

---

<sup>63</sup> Die einzige Ausnahme hierzu stellt der Betrieb von Biobauer Johann Peitl dar. Das Unkraut wird auf seinen Feldern unter großem zeitlichem und körperlichem Aufwand manuell entfernt.

Wird auf einem Hof auch das eigene Saatgut für den Zwiebelanbau produziert, fallen noch zusätzliche Arbeitsschritte<sup>64</sup> an. Da diese allerdings zum Teil erst im Herbst und Winter, also in der für die Landwirtschaft generell „ruhigeren“ Zeit, erledigt werden müssen, betrachten einige Bauern und Bäuerinnen dies sogar positiv. Dadurch sind auch im Winterhalbjahr wichtige und sinnvolle Arbeiten zu erledigen. Dazu Peter F., der sein Saatgut zu 100% selbst produziert: „Das macht schon eine Arbeit. Naja, viel...? Ich mein“, im Winter hat man eh Zeit“ (Peter F., 26.2.2011).

Trotz all der vielen Arbeit, die der Zwiebelanbau mit sich bringt, ermöglicht er den LandwirtInnen ein subjektiv betrachtet gutes Einkommen. Als ökonomisches Hauptstandbein des jeweiligen Betriebes wirkt er sich aber nicht nur in monetärer Hinsicht positiv auf die Lebensqualität aus. Es sich leisten zu können, den Arbeitsplatz gleich unmittelbar vor der Haustür zu haben, ist laut Peter F. ebenfalls dem Zwiebelgeschäft zu verdanken: „Wenn wir zwei [meint sich selbst und seine Ehefrau – Anm. d. A.] nicht Zwiebel baut hätten, hätte ich schon vor zehn Jahren in die Arbeit gehen müssen. Und so hab ich meinen Arbeitsplatz 20 Meter von der Küche. Ist das nicht auch ein Wert?“ (Peter F., 26.2.2011).

Es wäre möglich, an dieser Stelle noch eine 4. Ebene – die individuelle Ebene – anzuführen und auf die Bedeutung des Zwiebelanbaus für den einzelnen Bauern/die einzelne Bäuerin einzugehen. Da aufgrund der geringen personellen Betriebsgröße die Rolle des Zwiebelanbaus für den Betrieb mit jener für das Individuum eng verwoben ist und sich die jeweiligen Argumente daher zu einem großen Teil miteinander decken würden, sehe ich von dem getrennten Anführen einer 4. Ebene ab. Dennoch möchte ich an dieser Stelle auf ein weiteres Phänomen verweisen, dass die Bedeutung des Zwiebelanbaus für den Betrieb und seine Bewohner zum Ausdruck bringt: die Eigenbezeichnung als „Zwiebelbetrieb“ bzw. als „Zwiebelbauer“ und „Zwiebelbäuerin“. Kein/e LandwirtIn baut ausschließlich Zwiebel an, sondern lebt zusätzlich von den Erlösen aus dem Anbau von Getreide, Zuckerrübe und anderen Feldfrüchten. Während all meiner Feldforschungsaufenthalte in der Region kamen mir jedoch kein einziges Mal Begriffe wie „Getreidebauer“ oder „Rübenbetrieb“ zu Ohren. Sowohl die berufliche Fremd- als auch Selbstidentifikation erfolgt ausschließlich über die Zwiebel und ist somit ein weiteres Element, das die Bedeutung des Zwiebelanbaus auf Betriebs- und Individualebene unterstreicht.

---

<sup>64</sup> Auf diese, für die eigene Saatgutgewinnung notwendigen Arbeitsschritte, werde ich in Kapitel 5.2.1. ausführlich eingehen.

## 5. Über die Koexistenz von Landsorten- und Hybridsaatgut

Wie in dieser Arbeit bereits mehrmals erwähnt wurde, stellt die Koexistenz von eigenständig produziertem Landsorten- und zugekauftem Hybridsaatgut im kommerziellen Zwiebelanbau eine Besonderheit dar. In anderen österreichischen Zwiebelanbaugebieten, allen voran dem Marchfeld, hat der Zukauf von Hybridsaaten längst die Oberhand gewonnen. Doch auch Unterstinkenbrunn ist keine „Insel der Seligen“. Obwohl die meisten ortsansässigen Zwiebelbauern/-bäuerinnen zumindest teilweise ihr Saatgut noch selber produzieren und mit der Eintragung der lokalen Zwiebelsorten in die Österreichische Sortenliste auch die rechtlichen Bedingungen für deren kommerzielle Nutzung gegeben sind, ist auch hier der Zukauf von Hybridsaatgut auf dem Vormarsch. Auf manchen Betrieben wird mittlerweile überhaupt kein eigenes Saatgut mehr produziert. In diesem Kapitel möchte ich daher ergründen, weshalb der Anbau von lokalen Zwiebellandsorten auch in Unterstinkenbrunn rückläufig ist und sich immer mehr Bauern und Bäuerinnen für gekaufte F1-Sorten entscheiden. Diese Frage ist insbesondere auch deshalb interessant, weil die Produktionskosten für 1 kg eigenes Saatgut deutlich unter den Kosten für die gleiche Menge Hybridsaatgut liegen und darüber hinaus die Ansichten über einen beträchtlichen Mehrertrag bei den Hybriden zwischen den Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen zum Teil weit auseinander gehen. Eine Aufstellung über Unterschiede bezüglich Anschaffungskosten, benötigte Saatgutmengen, Ernteerträge und Verkaufspreise befindet sich in nachfolgendem Infokasten.

Die Beweggründe für einen Umstieg von selbst produziertem Saatgut auf Hybridsamen sind daher nicht einfach durch eine Gegenüberstellung von Kosten und potentiellen Einnahmen zu erklären, sondern scheinen wesentlich komplexer zu sein. Um dieses Thema bestmöglich untersuchen zu können, war es für mich am Beginn meiner Forschungsarbeit wichtig zu klären, um welche Art von Phänomen es sich hierbei handelt. Der Umstieg von kompletter Saatguteigenversorgung hin zu einer Dominanz zugekauften Hybridsaatguts erfolgt nicht von einem Tag auf den anderen. Vielmehr erstreckt er sich, wie die Ergebnisse meiner Analyse zeigen werden, über einen jahre- zum Teil sogar jahrzehntelangen Zeitraum. Meine Forschungsfrage fokussiert daher nicht auf einen bestimmten Status Quo im Hier und Jetzt sondern auf einen Entwicklungsprozess, der vor rund 40 Jahren begonnen hat und bis heute andauert. Mich interessiert einerseits der „Motor“, der diesen Prozess in Gang gesetzt hat und nach wie vor am Laufen hält, sowie andererseits die externen Rahmenbedingungen und

individuellen Beweggründe der Zwiebelbauern/-bäuerinnen, die deren je spezifischen Entscheidungswege im Laufe dieses Prozesses beeinflusst und mitbestimmt haben.

**Kosten:**

Kosten für 1 kg eigenes Saatgut: ca. € 40,-

Kosten für 1 kg Hybridsaatgut: € 240,- bis € 414,-

Die Kosten für die Produktion von 1 kg eigenes Saatgut beruhen auf einer Schätzung, die in Kapitel 5.3.1. näher ausgeführt ist. Aufgrund witterungsbedingter Ernteauffälle können die Produktionskosten jedoch beträchtlich steigen.

Die Kosten für zugekauftes Hybridsaatgut spiegeln Saatgutpreise jenes Saatgutunternehmens wider, das den Großteil der Unterstinkenbrunner Zwiebelbetriebe beliefert (vgl. Austrosaat 2010: 12). Es handelt sich hierbei um Einzelpackungspreise; eventuell gewährte Mengenrabatte sind darin nicht berücksichtigt, da mir diesbezüglich keine Daten vorliegen. Das angegebene Preisspektrum bezieht sich nur auf jene Zwiebelsorten, die auch tatsächlich von den befragten LandwirtInnen angebaut werden.

**Saatgutmenge:**

Benötigte Saatgutmenge pro Hektar bei Anbau von eigenem Saatgut: ca. 2,5 kg

Benötigte Saatgutmenge pro Hektar bei Anbau von Hybridsaatgut: ca. 2 kg

Der Unterschied in der benötigten Saatgutmenge resultiert aus der üblicherweise höheren Keimrate von Hybridsamen. Während die Keimrate von Hybriden bei etwa 99% liegt, beträgt sie bei selbst produziertem Saatgut bei durchschnittlich etwa 70 bis 80%. Um diese bereits im Vorfeld bekannte Ausfallsrate auszugleichen, wird eine größere Menge eigenes Saatgut pro Hektar ausgesät.

**Ernteertrag:**

Durchschnittlicher Ernteertrag pro Hektar eigenes Saatgut: ca. 30 Tonnen

Durchschnittlicher Ernteertrag pro Hektar Hybridsaatgut: 30 bis 40 Tonnen

Die angegebenen Ertragsmengen sind Richtwerte und beruhen auf Angaben meiner InterviewpartnerInnen. Während die Aussagen zu den Ernteerträgen bei eigenem Saatgut ziemlich gleichmäßig bei ca. 30 to/ha liegen, variieren die Erntemengen bei Hybridsaatgut sehr stark. Das Spektrum reicht hier von 10 to/ha in sehr „schlechten“ Jahren bis 70 to/ha in ausgesprochen „guten“ Jahren. Der durchschnittliche Ernteertrag bei Hybridsaatgut scheint jedoch leicht über dem des selbst produzierten zu liegen.

**Verkaufspreis:**

Der Verkaufspreis für 1 kg Zwiebeln schwankt extrem stark:

2007: € 0,03

2011: € 0,30

Wie die Erntemengen, so variieren auch die Verkaufspreise zum Teil beträchtlich. Dabei unterscheidet der Handel nicht zwischen den einzelnen Zwiebelsorten bzw. Saatgutarten. Ausschlaggebend sind die Qualität der Zwiebeln und der aktuelle Weltmarktpreis.

## 5.1. Theoretische Betrachtungen zum Unterstinkenbrunner Zwiebelanbau

Da ich – im Sinne der *Grounded Theory* – ein allgemeines Erklärungsmodell für den Veränderungsprozess im Bereich Saatgutverwendung in Unterstinkenbrunn generieren möchte, ist es für mich am Beginn der Datenanalyse wichtig, zwischen all den unterschiedlichen Produktions- und Vermarktungsweisen, auf die ich im Zuge meiner Feldforschung gestoßen bin, ein allen Zwiebelbauern und -bäuerinnen gemeinsames Handlungsmuster herauszufiltern. Zu diesem Zweck ist es notwendig, mich erst einmal von der individuellen Betrachtungsebene – also jener, die auf den einzelnen Zwiebelbetrieb fokussiert – zu lösen und mich stattdessen einer generalisierten Sichtweise zuzuwenden. Mein Interesse in diesem Abschnitt wird daher nicht den Unterschieden in der Zwiebelproduktion der untersuchten Höfe gelten, sondern ihren Gemeinsamkeiten. Darüber hinaus ist es zur Erforschung der Saatgutverwendung nicht ausreichend, nur diesen einen spezifischen Teil der Zwiebelproduktion unter die Lupe zu nehmen. Vielmehr muss man Saatgut als eines von vielen Rädchen im landwirtschaftlichen Produktionsprozess betrachten, das nie für sich alleine stehen kann, sondern immer mit anderen Rädchen ineinandergreift. Aus diesem Grund möchte ich auf den folgenden Seiten einige theoretische Überlegungen zum Unterstinkenbrunner Zwiebelanbau und den mit ihm verbundenen Entscheidungsfindungsprozessen anstellen.

### 5.1.1. *Sinnhaftes vs. rationales Handeln*

Die Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen müssen im Rahmen ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit immer wieder eine Vielzahl an Entscheidungen treffen. Sei es, dass sie festlegen müssen, welche Zwiebelsorten im nächsten Jahr angebaut werden sollen, wann der richtige Zeitpunkt für die Aussaat ist und in welchem Abstand die einzelnen Samenkörner ausgebracht werden sollen, durch welche Maßnahmen sie die Zwiebelpflanzen bestmöglich vor Krankheits- oder Schädlingsbefall schützen können usw. Auch die Frage, ob das verwendete Saatgut aus eigener Vermehrung stammen oder zugekauft werden soll, ist von den Zwiebelbauern/-bäuerinnen jedes Jahr aufs Neue zu entscheiden. Auf den ersten Blick scheinen sie sich dabei ausschließlich von rationalen Überlegungen leiten zu lassen. Bei etwas genauerer Betrachtung wird jedoch ersichtlich, dass diese Annahme nicht den Tatsachen entspricht.

Die beiden Ethnologen Kurt Beck und Gerd Spittler vertreten die Ansicht, dass menschliches Handeln „sinnhaft“ ist. Dies gelte insbesondere auch für den Bereich Arbeit. Ihrer Ansicht

nach ist Arbeit „[...] kein reiner Kraftakt, dessen Zweckrationalität durch eine mechanische Logik gesteuert wird, sondern sie ist nur aus einem Sinnzusammenhang heraus verständlich“ (Beck/Spittler 1996: 5f.). Dieser „Sinnzusammenhang“ ist jedoch keine objektiv messbare Größe, sondern erschließt sich in seinem gesamten Ausmaß häufig nur dem betreffenden handelnden Individuum selbst. Ob für eine handelnde Person eine gewisse Tätigkeit „Sinn macht“, hängt meiner Ansicht nach von ihren individuellen Lebensumständen und Erfahrungen, ihren Bedürfnissen, Vorlieben und Abneigungen sowie dem jeweiligen Zugang zu Informationen ab. *Sinnhaftes* Handeln ist daher nicht gleichbedeutend mit *rationalem* Handeln, da letzteres ein auf umfassendem Informationsstand basierendes, konsequent zweckorientiertes Vorgehen darstellt, das stets nach einem (objektiv betrachtet) optimalen Ergebnis strebt (vgl. Gudeman 2008).

In unserer von kapitalistischem Erfolgs- und Wachstumsdenken geprägten Welt mutiert der *Homo sapiens* in den Köpfen der Menschen zunehmend zu einem *Homo economicus* – einem ausschließlich rational denkenden und nach persönlicher Profitmaximierung strebenden Menschentypus. Laut dem Anthropologen Stephen Gudeman entstanden dieses Menschenbild und das mit ihm verbundene rationale Profitdenken mit der Etablierung eines auf Konkurrenz und Anonymität basierenden Handels. Wirtschaftlichen Austauschbeziehungen zwischen einander unbekanntem Akteuren, wie sie heute vielfach vorkommen, fehlt eine gemeinsame soziale – und damit solidarische – Basis. Die Akteure betrachten einander gegenseitig ausschließlich als Mittel zum Erreichen der eigenen Ziele. Sie werden von Subjekten zu Objekten, die sich den Regeln des rationalen Handelns unterworfen haben und um (vermeintlich) knappe Güter konkurrieren. Ihr Vorgehen ist vorhersehbar und kalkulierbar, da Emotionen und soziale Beziehungen keinen Einfluss auf den „Idealtypus“ des *Homo economicus* haben und das „Unvorhersehbare“ somit nicht eintreten kann. Gudeman formuliert dies mit folgenden Worten: „Emptied of all passions but the desire to optimize, devoid of ‚animal spirits,‘ lacking in the confidence of an entrepreneur, the human is constructed and conceived as pure homo economicus. Love, desire, and human sociality do not matter, for they are not required in this experience and explanation of behaviour and would disrupt its predictability [...]“ (Gudeman 2008: 70f.). Da Menschen allerdings zu jeder Zeit in einen sozialen Kontext eingebunden sind und sich (zumindest unbewusst) von ihren Emotionen leiten lassen, kann der *Homo economicus* in seiner Reinform nur als ein soziales Konstrukt betrachtet werden.

Darüber hinaus setzt rationales Handeln einen optimalen Wissens- und Informationsstand voraus, der alle Eventualitäten einschließt, da andernfalls keine sicheren Vorhersagen über den Ausgang einer Handlung, das Ergebnis einer Entscheidung, gemacht werden können. Unsichere Verhältnisse verhindern daher das Treffen rationaler Entscheidungen, da stets ein mehr oder minder großes Restrisiko bestehen bleibt. So schreibt etwa auch die Anthropologin Sutti Ortiz: „Regardless of their ability to argue „rationally“, economic men are rarely so well informed that they can predict with certainty what output they will obtain or at what price they will be able to sell what is produced“ (Ortiz 2005: 64). Insbesondere LandwirtInnen agieren aufgrund ihrer Abhängigkeit von den wechselnden Wetterverhältnissen permanent unter unsicheren Verhältnissen.<sup>65</sup> Bei den Zwiebelbauern/-bäuerinnen kommen zusätzlich noch die bereits erwähnten großen Preisschwankungen als Unsicherheitsfaktor hinzu. Ob die Entscheidung für eine bestimmte Saatgutart bzw. eine konkrete Zwiebelsorte den erhofften Erfolg bringen wird, entscheidet sich erst nach der Ernte und kann niemals bereits im Vorhinein vorhergesagt werden.

Obwohl der *Homo economicus* ein Konstrukt ist, stellt er mittlerweile ein weitverbreitetes Idealbild von einem wirtschaftlich erfolgreichen Unternehmer dar. Rationales, profitorientiertes Handeln – als wesentliches Merkmal dieses Menschentypus – wandelt sich durch diese Idealisierung von seiner ursprünglichen Rolle als Mittel zum Zweck zum Selbstzweck (vgl. Gudeman.: 61). Die Fähigkeit, durch rationales Denken und Handeln ökonomisch erfolgreich zu sein, wird zu einem positiv konnotierten, identitätsstiftenden Element. Der persönliche Wert eines Menschen wird zunehmend von dem von ihm generierten Profit bestimmt (vgl. ebd.: 50). Dennoch ist und bleibt der *Homo economicus* ein theoretisches Konstrukt. Auch wenn immer mehr Menschen (bewusst oder unbewusst) danach trachten, diesem ökonomischen Idealbild zu entsprechen, so sind sie doch nie frei von Einfluss nehmenden sozialen Beziehungen und kulturellen Einschränkungen. Diese Ansicht drückt Ortiz mit folgenden Worten aus: „It is, in fact, impossible to fully understand market behaviour unless one incorporates relevant social and cultural factors within the analytical framework“ (Ortiz 2005: 71). Gudeman spricht hier von einem Spannungsverhältnis zwischen Markt und Gemeinschaft. Diese beiden Sphären können seiner Ansicht nach nicht getrennt voneinander betrachtet werden, da sie einander ständig wechselseitig beeinflussen. „Economy, I find, contains both a mutual and a market realm. These two value domains are

---

<sup>65</sup> Ausgenommen davon sind LandwirtInnen, die Pflanzenanbau unter Dach (z.B. in Folientunnel oder Glashäusern) betreiben und dadurch für kontrollierte Wachstumsverhältnisse sorgen können.

dialectically connected: they often conflict and resist each other, and their relations shift over time” (Gudeman: 4).

Auch die Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen agieren innerhalb dieses Spannungsverhältnisses. Einerseits fordert der Markt von ihnen profitorientiertes, rationales Denken und Handeln, gleichzeitig sind sie aber auch den Wünschen, Bedürfnissen und Forderungen ihres sozialen und kulturellen Umfelds<sup>66</sup> gegenüber verpflichtet. Sie treffen daher Entscheidungen, die in ihren Augen möglichst „sinnhaft“ sind und den unterschiedlichen Anforderungen gerecht werden. Sinnhaftes Handeln impliziert dabei eine gewisse Zielausrichtung, ein bestimmtes Ergebnis, das damit erreicht werden soll. Auch die Entscheidung für oder gegen eine spezifische Saatgutart bzw. Zwiebelsorte ist einem konkreten Ziel zugeordnet. Die Tatsache, dass die Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen ganz unterschiedliche Zwiebelsaaten verwenden – das Spektrum reicht von „100% Eigenbau“ über diverse Mischungsverhältnisse bis hin zu „100% Hybrid“ – lässt zwei grundsätzliche Schlüsse zu: 1. nicht alle verfolgen dasselbe Ziel, oder 2. alle verfolgen dasselbe Ziel, haben aber verschiedene Wege eingeschlagen, um es zu erreichen. Je nach Betrachtungsebene sind beide Antworten richtig. Fokussiere ich auf den unmittelbaren Nutzen, den sich der einzelne Bauer/die einzelne Bäuerin aus dem Anbau einer bestimmten Zwiebelsorte erhofft, trifft Schluss 1 zu. So schwört beispielsweise Stefan R. auf die Hybridsorte „X“, weil sich diese aufgrund ihrer homogenen Wuchsform und ihrer Festigkeit besonders gut für die Verarbeitung durch seine Schälmaschine eignet, während Claudia D. die starkwüchsige Landsorte „Y“ präferiert, da ihr Hauptabnehmer große Zwiebelhappeln für den Weiterverkauf an Großküchen benötigt. Richte ich meine Aufmerksamkeit hingegen auf eine übergeordnete Ebene und frage nach, weshalb es für Stefan R. wichtig ist, eine für seine Schälmaschine geeignete Zwiebelsorte anzubauen, oder warum Claudia D. den Wünschen ihres Hauptabnehmers entsprechen möchte, so treffe ich bei beiden auf dieselbe Antwort: sie möchten möglichst erfolgreich wirtschaften. Die Bauern/Bäuerinnen betreiben ihre Landwirtschaft nicht als Hobby, sie ist ihr Beruf – in vielen Fällen auch ihre Berufung. Nicht selten fiel während eines Interviews die Bemerkung: „Ich bin mit Leib und Seele Bauer.“ Doch so sehr die meisten meiner GesprächspartnerInnen ihre Arbeit auch lieben, ein

---

<sup>66</sup> Auf ein interessantes Beispiel für den Einfluss dieses Umfelds stieß ich während meiner Feldforschung als es um die Frage „konventioneller versus Biolandbau“ ging. Eine Zwiebelbäuerin meinte, dass sich Bauern immer stark aneinander orientieren, und dass es in Unterstinkenbrunn einen fest etablierten Hang zur konventionellen Landwirtschaft gäbe. Aus diesem Grund gibt es ihrer Ansicht nach nur einen einzigen Biobauern im ganzen Ort, und dieser musste von Anfang an sein „von der Norm abweichendes“ Vorgehen gegenüber seiner Familie und den anderen LandwirtInnen rechtfertigen (vgl. Verena T., 01.03.2011).

wesentliches Kriterium für deren Fortsetzung ist ihre Profitabilität. Würde Stefan R. eine für seine Schälmaschine ungeeignete Zwiebelsorte verwenden, hätte er mit häufigen Maschinenstörmeldungen sowie einer großen Menge an Ausschussware zu kämpfen. Beides hätte eine ertragsmindernde Auswirkung auf seinen Betrieb. Würde Claudia D. eine für ihren Hauptabnehmer zu kleine Zwiebelsorte anbauen, müsste sie sich nach einem anderen Käufer umsehen und riskiert dabei, einen Teil ihrer Ware nicht oder nur zu einem niedrigeren Preis absetzen zu können. Auch dieses Szenario würde sich auf den wirtschaftlichen Erfolg negativ auswirken.<sup>67</sup> Auf dieser übergeordneten Betrachtungsebene trifft somit Schluss 2 zu.

Das Streben nach wirtschaftlichem Erfolg scheint auf den ersten Blick der kleinste gemeinsame Nenner des bäuerlichen Tuns in Unterstinkenbrunn im Allgemeinen und des saatgutbezogenen Veränderungsprozesses im Besonderen zu sein. Diese Annahme stellte sich allerdings bei näherer Betrachtung als nicht ganz korrekt heraus. Auch wenn wirtschaftlichem Erfolg zweifelsohne ein großer Wert beigemessen wird, so ist er doch primär bloß als Mittel zum Zweck – und nicht als reiner Selbstzweck wie beim *Homo economicus* – zu betrachten. Der eigentliche „Motor“ bzw. das übergeordnete Ziel, das die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen in ihren Entscheidungen beeinflusst und in ihrem Handeln antreibt, ist der Wunsch nach Erhalt bzw. Steigerung des eigenen Wohlbefindens sowie jenem der Familienmitglieder – von mir in der Folge nur noch kurz „das Familienwohl“ genannt. Wirtschaftlicher Erfolg, und damit auch finanzieller Wohlstand, kann ein wesentlicher Aspekt des Familienwohls sein. Gleichzeitig kann ein übertrieben starkes Streben danach das Familienwohl auch negativ beeinflussen.<sup>68</sup> Wirtschaftlicher Erfolg wird daher zwar prinzipiell angestrebt, allerdings nur in einem solchen Ausmaß, dass das Familienwohl nicht gefährdet wird. Die eigenen Wünsche und Bedürfnisse sowie jene der Haushaltsmitglieder sind dem Erfolgsstreben übergeordnet. Was bringt wirtschaftlicher Erfolg, wenn man selbst oder die Familie dabei auf der sprichwörtlichen „Strecke bleibt“? Wirtschaftlicher Erfolg soll dem Familienwohl dienen und, nicht umgekehrt, das Familienwohl dem wirtschaftlichen Erfolg geopfert werden. So sehr er auch angestrebt wird, so ist er doch nur ein – wenn auch bedeutendes – Mittel zum Zweck zur Erlangung bzw. Erhaltung des eigenen Familienwohls.

---

<sup>67</sup> Derartige Beispiele ließen sich auf Basis meines Datenmaterials für jeden einzelnen Zwiebelbetrieb skizzieren. Da das jedoch den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, möchte ich es bei diesen zwei exemplarischen Darstellungen belassen.

<sup>68</sup> Dies wäre beispielsweise dann der Fall, wenn gesundheitliche Probleme oder chronischer Zeitmangel als Folge eines zu stark ausgeprägten Erfolgsstrebens auftreten.

### 5.1.2. Strategien zum wirtschaftlichen Erfolg

Doch auch wenn wirtschaftlicher Erfolg ein dem Familienwohl untergeordnetes Ziel darstellt, so scheint das Streben danach einen durchaus beträchtlichen Einfluss auf bäuerliche Entscheidungsfindungsprozesse zu haben. Ich möchte daher diesen Aspekt auf den nächsten Seiten etwas genauer betrachten.

Das Streben nach wirtschaftlichem Erfolg ist ein Charakteristikum der kommerziellen Landwirtschaft. Im Gegensatz zu der früher in unseren Breiten vorherrschenden Subsistenzwirtschaft, bei der es primär darum ging, den Nahrungsbedarf des eigenen Haushalts zu decken, trachtet die kommerzielle Landwirtschaft danach, Produkte für den Markt zu produzieren und möglichst gewinnbringend zu verkaufen. Die im Englischen existierende terminologische Unterscheidung zwischen *Peasants* und *Farmers* veranschaulicht diesen Unterschied ebenfalls wie nachfolgendes Zitat von Eric R. Wolf zeigt: „[...] peasants [are] rural cultivators; that is, they raise crops and livestock in the countryside, not in greenhouses in the midst of cities or in aspidistra boxes on the windowsill. At the same time they are not *farmers*, or agricultural entrepreneurs as we know them in the United States. The American farm is primarily a business enterprise, combining factors of production purchased in a market to obtain a profit by selling advantageously in a products market. The peasant, however, does not operate an enterprise in the economic sense; he runs a household, not a business concern” (Wolf 1966: 2; Hervorhebung vom Autor übernommen).<sup>69</sup> Die Zwiebelbauern/-bäuerinnen aus Unterstinkenbrunn sind gemäß dieser Definition als *farmer* zu betrachten. Sie haben sich auf den Anbau einiger weniger landwirtschaftlicher Produkte spezialisiert und der Viehzucht den Rücken gekehrt, sie kaufen den Großteil der benötigten Produktionsmittel (chemische Pflanzenschutzmittel, Dünger, Maschinen, tlw. Saatgut usw.) zu und versuchen die geerntete Ware möglichst gewinnbringend zu verkaufen. Nur ein geringer Teil der Ernte dient tatsächlich der Deckung des Eigenbedarfs. Ihre landwirtschaftlichen Betriebe können somit als Wirtschaftsunternehmen betrachtet werden, deren ökonomischer Erfolg davon abhängig ist, wie gut sie sich am Markt platzieren können.

Um sich eine möglichst gute Positionierung am Markt zu sichern, haben die einzelnen Zwiebelbetriebe ungleiche Wege eingeschlagen, oder anders ausgedrückt: sie verfolgen

---

<sup>69</sup> Im Deutschen werden die beiden Begriffe *Bauer* und *Landwirt* größtenteils synonym verwendet - so auch in dieser Arbeit. Ich möchte jedoch darauf hinweisen, dass es mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum Autoren gibt, die eine terminologische Unterscheidung wie im Englischen vornehmen. Siehe dazu z.B. Hanisch 2002: 16.

unterschiedliche Strategien. Sei es beispielsweise durch die Wahl der Saatgutart (Eigenbau und/oder Zukauf), der Anzahl der angebauten Zwiebelsorten, der Größe der bebauten Ackerfläche, der Produktionsweise (ökologisch oder konventionell), der möglichen Abnehmer (landwirtschaftliche Genossenschaft, Großhändler, Kleinabnehmer oder Endverbraucher) oder der Art der Weiterveredelung (Schälen der Zwiebeln, Herstellung von Zwiebelmarmelade,...). Unter dem Begriff *Strategien* verstehe ich daher all jene Einzelentscheidungen, die ein/e LandwirtIn in Bezug auf die Zwiebelproduktion und -vermarktung trifft, und die in ihrer Gesamtheit das spezifische Wesen eines jeden Zwiebelbetriebes ausmachen. Für welche Strategien sich ein/e LandwirtIn konkret entscheidet, hängt von verschiedensten Bedingungen ab, die sowohl auf der Ebene externer Rahmenbedingungen als auch auf jener der betrieblichen Möglichkeiten, individuellen Präferenzen sowie dem jeweiligen Wissensstand und Informationszugang der betreffenden Person zu finden sind.<sup>70</sup> Ganz ähnlich argumentiert auch der Anthropologe Robert McC. Netting, indem er sagt: „Agricultural decisions are inherently complex involving environmental appraisal, knowlege of techniques, experience with crops, and the fund of capital, labor, and land mustered by the cultivator“ (Netting 1974: 44). Um einen Eindruck darüber zu vermitteln, wie sich diese Strategien in der Realität gestalten, möchte ich an dieser Stelle einige Zwiebelbetriebe exemplarisch vorstellen.

#### *Hof 1 – Familie Peitl:*

Beginnen möchte ich diese kleine „Vorstellungsrunde“ mit jenem Betrieb, mit dem diese Diplomarbeit ihren Anfang genommen hat – mit dem Hof der Familie Peitl. Gemeinsam mit seiner Frau Maria bewirtschaftet Johann Peitl (50 J.) seinen 45 ha großen Biobauernhof, auf dem er eine große Vielfalt unterschiedlichster Feldfrüchte produziert. Der Zwiebelanbau (5 ha) ist hier nur ein Standbein unter vielen. Dieser Betrieb ist der einzige in Unterstinkenbrunn, der nach ökologischen Grundsätzen bewirtschaftet wird. Obwohl bereits sein Vater Hybridsaatgut verwendet hat, lehnt Johann Peitl dieses dezidiert ab. Da er für seine Biozwiebeln einen höheren Preis erzielen kann als es beim konventionellen Landbau der Fall ist, sieht sich Johann Peitl aus ökonomischer Sicht nicht gezwungen, diese neuen Hohertragsorten anbauen zu müssen. Er vermehrt sein gesamtes Zwiebelsaatgut selbst und leistet durch gezielte Selektion aktive Züchtungsarbeit. Für die von ihm geförderten und angebauten regionalen Landsorten konnte er eine einträgliche Marktnische finden<sup>71</sup>, die ihn

---

<sup>70</sup> Siehe dazu Kapitel 5.1.3.

<sup>71</sup> Neben dem Verkauf seiner Produkte über ein „Biokistl“-Service, vertreibt er seine Zwiebeln über „Ja! Natürlich“ als Sortenrarität.

von vielen Marktzwängen unabhängig macht und ihm außerdem ein zusätzliches Einkommen durch den Bezug der „SLK-Prämie“<sup>72</sup> des österreichischen Agrarumweltprogramms ÖPUL<sup>73</sup> einbringt. Darüber hinaus verkauft er einen Teil seines Zwiebelsaatguts an eine österreichische Saatgutfirma sowie an andere Landwirte weiter. Die Produktionsweise des Betriebes ist sehr stark von den idealistischen Vorstellungen von Johann Peitl geprägt. Ihre praktische Umsetzung ist jedoch nur aufgrund der intensiven Mitarbeit seiner Frau Maria sowie der Beschäftigung einiger Saisonarbeiter möglich. Der zusätzliche Arbeitsaufwand durch den ökologischen Anbau und die komplette Saatguteigenversorgung wären andernfalls nicht zu bewältigen.

#### *Hof 2 - Familie Burger:*

Eines meiner ersten Interviews führte ich am Hof der Familie Burger, der von dem Ehepaar Fritz (65 J.) und Barbara (59 J.) gemeinsam mit Sohn Paul (39 J.) bewirtschaftet wird. Heute hat der Betrieb eine Gesamtfläche von 70 ha, wovon 8 ha auf den Zwiebelanbau fallen. Die Familie Burger baut sowohl Landsorten aus Eigenvermehrung als auch zugekaufte Hybridsorten an. Das Verhältnis zwischen diesen zwei Saatgutarten beträgt konstant 50:50. Das Herzblut von Vater Fritz – das war während unseres Gesprächs intensiv zu spüren – hängt sehr stark an den selbst vermehrten Zwiebeln. Die eigene Züchtungsarbeit ist ihm wichtig. Nur so kann er die Merkmale seiner Zwiebeln selbst bestimmen. Entsprechend viel Zeit und Liebe wird in die dafür notwendigen Arbeitsschritte gesteckt. Darüber hinaus verleiht ihm das eigene Saatgut ein Gefühl der Unabhängigkeit, und es erfüllt ihn mit Stolz, wenn er eine seiner „selbsterschaffenen“ Zwiebeln in der Hand hält. Dass er dennoch rund die Hälfte seiner Zwiebelsamen zukaufte, hängt primär mit der damit einhergehenden Arbeitersparnis zusammen sowie der Möglichkeit, Zwiebeln mit unterschiedlichen Erntezeiten und Sorteneigenschaften anbieten zu können. Den Großteil der geernteten Zwiebeln verkauft Familie Burger über das Jahr verteilt an verschiedene Großhändler. Der Rest wird im Auftrag eines Konservenherstellers händisch geschält, weshalb für diese Zwiebeln ein höherer Preis verlangt werden kann. Familie Burger verwendet dafür „ihre“ Gelbe Laaer-Landsorte, die aufgrund ihrer speziellen Selektionsarbeit nur eine äußere Schale aufweist. Dadurch ist sie für diesen Geschäftszweig besonders gut geeignet.<sup>74</sup>

---

<sup>72</sup> Die Abkürzung SLK steht für „Seltene Landwirtschaftliche Kultursorten“. Für weiterführende Informationen siehe Website Österreichische Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit GmbH (AGES).

<sup>73</sup> Die Abkürzung ÖPUL steht für „Österreichisches Programm zur Förderung einer umweltgerechten, extensiven und den natürlichen Lebensraum schützenden Landwirtschaft“.

<sup>74</sup> Hybridsorten haben oft drei bis vier äußere Schalen, wodurch die Schälarbeit deutlich erschwert würde.

### *Hof 3 – Erich Huber:*

Deutlich anders verhält es sich auf dem Hof von Erich Huber (40 J.). Er bewirtschaftet seinen Betrieb größtenteils alleine. Seine Eltern, die ebenfalls am Hof leben, können ihn altersbedingt nur noch bei kleineren Arbeiten unterstützen. Die Gesamtbetriebsgröße beträgt 75 ha, davon werden rund 9 ha mit Zwiebel bebaut. Im Lauf der letzten Jahre hat der Hybridanteil kontinuierlich zugenommen und beläuft sich derzeit auf knapp 80% des gesamten Zwiebelsaatguts. Die restlichen 20% setzen sich aus zugekauftem Landsorten-Saatgut und einem kleinen Teil Eigenbau zusammen. Fast die gesamte Ernte verkauft Erich Huber über die IG Laaer Zwiebel an die LAPRO in Stockerau. Um die Genossenschaft das gesamte Jahr über beliefern zu können, hat er sich bei der Wahl seiner Zwiebelsorten für solche mit einem unterschiedlichen Reifezeitpunkt und verschieden langer Lagerfähigkeit entschieden. Der Anbau von Landsorten sorgt darüber hinaus für ein zusätzliches Einkommen durch die SLK-Prämie<sup>75</sup>. Obwohl Erich Huber die Bestrebungen von Johann Peitl und dessen Verein *Bauernsaat* ideell mitträgt, wird es in absehbarer Zeit keine eigenständige Saatgutvermehrung mehr auf seinem Betrieb geben. Derzeit wird diese Arbeit noch von seinen Eltern erledigt. Wenn diese jedoch nicht mehr mithelfen können und Erich Huber seinen Hof komplett alleine bewirtschaften muss, wird er das gesamte Saatgut extern zukaufen.

### *Hof 4 – Familie Riemer:*

Der Hof von Stefan Riemer (35 J.) stellt in gewisser Weise eine Besonderheit dar, da die hier angebauten Zwiebeln ausschließlich für den eigenen Schälbetrieb produziert werden. Gemeinsam mit seinem Vater hat Stefan Riemer bereits Mitte der 1990er Jahre begonnen, den Verkauf von Rohzwiebeln durch jenen von geschälten Zwiebeln zu ersetzen. Da seine vollautomatischen Schälmaschinen nur Happeln mit einer möglichst homogenen Größe und Wuchsform störungsfrei verarbeiten können, baut Stefan Riemer seit mehreren Jahren ausschließlich Hybridsorten an. Dabei setzt er auf einen Mix aus vier bis fünf verschiedenen Sorten. Dadurch verfügt er über Zwiebeln mit unterschiedlichen Eigenschaften<sup>76</sup>, gleichzeitig dient diese Vielfalt aber auch der Risikostreuung, falls es bei einer Sorte einmal zu einem Totalausfall kommen sollte. Zusätzlich behandelt er einen Teil seiner Ernte mit einem speziellen keimhemmenden Präparat, um dessen Lagerfähigkeit noch weiter zu erhöhen. Da einige Hybridsorten nur bei erhöhter Niederschlagsmenge den gewünschten Ertrag liefern, bewirtschaftet Stefan Riemer auch Pachtgründe außerhalb des Laaer Beckens, wo eine künstliche Bewässerung möglich ist. Obwohl er, wie alle anderen Bauern/Bäuerinnen der

---

<sup>75</sup> Näheres dazu siehe Kapitel 5.3.1.

<sup>76</sup> Hier spielen insbesondere Reifezeitpunkt und Lagerfähigkeit eine Rolle.

Region, auch andere Feldfrüchte anbaut, ist die Spezialisierung auf die Zwiebelproduktion bei ihm besonders stark ausgeprägt. Von den insgesamt 80 ha Gesamtbetriebsfläche entfallen bis zu 25 ha auf die Zwiebel. Um den dadurch anfallenden Arbeitsaufwand (sowohl am Feld als auch an der Schälmaschine) bewältigen zu können, beschäftigt er zwischen September und April tschechische Lohnarbeiter.

Bei der Auswahl der vorgestellten Betriebe habe ich mich bewusst für solche entschieden, die sich in Bezug auf ihre Produktionsweise und ihre Strategien stark voneinander unterscheiden. Diese Strategien können grundsätzlich – je nachdem, welchem Zweck sie vorrangig dienen – in zwei Kategorien eingeteilt werden: 1. Strategien zur Ertragmaximierung, 2. Strategien zur Risikominimierung. Diese beiden Kategorien stellen die sinnbildlichen Säulen dar, auf denen das Ziel „wirtschaftlicher Erfolg“ ruht. Damit diese Säulen auch tatsächlich ein stabiles Fundament ergeben, achten die Zwiebelbauern/-bäuerinnen auf ein möglichst ausgeglichenes Kräfteverhältnis zwischen diesen. Im realen Leben kann sich das zum Beispiel dadurch ausdrücken, dass ein/e LandwirtIn eine neue ertragreiche, jedoch nur kurz lagerfähige Hybridsorte anbaut (= Strategie zur Ertragmaximierung), und sich zum Ausgleich nach einem Käufer umsieht, der ihm/ihr die Ware unmittelbar nach der Ernte abnehmen wird (= Strategie zur Risikominimierung).<sup>77</sup>

### *5.1.3. Einschränkungen bäuerlicher Entscheidungsfreiheit*

Welcher konkrete „Strategiemix“ innerhalb eines Betriebes verfolgt wird, entscheidet auf den ersten Blick der Zwiebelbauer/die Zwiebelbäuerin grundsätzlich selbst. Dabei kann er/sie aus einem reichhaltigen Repertoire unterschiedlicher Möglichkeiten wählen. Das Potential einer Strategie zu wirtschaftlichem Erfolg beizutragen, ist bei der Auswahl zwar durchaus von Bedeutung, ob eine Strategie jedoch als „sinnhaft“ in Hinsicht auf das Familienwohl erachtet wird und daher umgesetzt werden soll, hängt maßgeblich – so das Ergebnis meiner Datenanalyse – von folgenden drei Aspekten ab, die somit eine einschränkende Wirkung auf die individuelle Entscheidungsfreiheit haben: 1. den möglichen Auswirkungen auf das eigene Wohlbefinden, 2. den Wünschen und Bedürfnissen der Haushaltsmitglieder sowie 3. dem individuellen Wissens- und Informationsstand.

---

<sup>77</sup> Wie ich bereits in Kapitel 4.3.2. dargelegt habe, ist der Verkauf der Ware unmittelbar nach der Zwiebelernte aus preislichen Gründen oft nicht so rentabel wie zu einem späteren Zeitpunkt. Bei einer Zwiebelsorte, die für ihre kurze Lagerfähigkeit bekannt ist, wäre das Spekulieren auf einen steigenden Zwiebelpreis jedoch ein zu großes Risiko. Im schlimmsten Fall verderben die Zwiebeln im eigenen Lager und müssen zur Gänze entsorgt werden.

### *- das eigene Wohlbefinden*

Die erste Einschränkung macht sich der Bauer/die Bäuerin selbst. Obwohl ein wesentliches Ziel der Unterstinkenbrunner LandwirtInnen „wirtschaftlicher Erfolg“ heißt, so wird dieses doch nicht um jeden Preis verfolgt. Für welche Strategie auch immer er/sie sich entscheidet, ein Kriterium darf dabei nicht außer Acht gelassen werden: das eigene Wohlbefinden<sup>78</sup>. Rund die Hälfte meiner InterviewpartnerInnen nahm explizit auf diesen Punkt Bezug. So rechtfertigte etwa Markus E. seine Entscheidung, keine Winterzwiebel mehr anzubauen, seit seine Eltern als Unterstützung am Hof weggefallen sind, mit den Worten: „Man soll halt leben auch noch nebenbei, nicht nur arbeiten“ (Markus E., 30.5.2011). Auch für Verena T. ist dieser Aspekt ein relevantes Entscheidungskriterium. Auf meine Frage, ob sie sich vorstellen könnte, ihre Zwiebelanbaufläche noch weiter zu vergrößern, meinte sie verneinend: „Man sollte es nicht übertreiben, denn eine gewisse Lebensqualität will man schon haben“ (Verena T., 1.3.2011). Die Entscheidung für eine konkrete Strategie hängt daher nicht nur ausschließlich davon ab, in wie fern sie zur Erlangung wirtschaftlichen Erfolges beitragen kann, sondern insbesondere auch davon, in welchem Ausmaß sie sich vermutlich auf das eigene Wohlbefinden auswirken wird.<sup>79</sup> Hier fließen vor allem Gedanken zur eigenen Gesundheit mit ein<sup>80</sup>, aber auch Aspekte wie Identifikation mit und Stolz auf die geleistete Arbeit scheinen von großer Bedeutung zu sein. Letzteres war sehr stark im Gespräch mit Peter F. zu spüren, für den die eigenständige Züchtungs- und Vermehrungsarbeit einen sehr großen persönlichen Wert darstellt. Sie verleiht ihm ein Gefühl der Unabhängigkeit von großen Saatgutkonzernen, und der gute Ruf, den sein Saatgut (nach eigenen Angaben) unter den regionalen Zwiebelbauern/-bäuerinnen genießt, wirkt sich positiv auf sein bäuerliches Selbstbild aus und bestätigt ihm in seinem Tun (vgl. Peter F., 26.2.2011). Solche Aspekte wären für einen ausschließlich rational denkenden *Homo economicus* nicht relevant. Für die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen sind sie aber durchaus von Bedeutung, da sie maßgeblich dazu beitragen, ihrer Arbeit einen Sinn zu geben.

### *- die Wünsche und Bedürfnisse der Haushaltsmitglieder*

Die zweite Einschränkung wird dem/der LandwirtIn durch die Wünsche und Bedürfnisse der mit ihm/ihr lebenden und arbeitenden Personen auferlegt. Wie die Anthropologin Sutti Ortiz

---

<sup>78</sup> Der Begriff „Wohlbefinden“, wie ich ihn in dieser Arbeit verstehe, schließt sowohl körperliche als auch geistige Aspekte ein. Finanzieller Wohlstand ist zwar keine zwingende Voraussetzung für individuelles Wohlbefinden, wird aber häufig damit assoziiert, da es einen potentiell positiven Einfluss darauf hat.

<sup>79</sup> An dieser Stelle möchte ich allerdings zu bedenken geben, dass „Wohlbefinden“ keine messbare Größe darstellt, sondern einen sehr individuellen Gefühlszustand beschreibt, der in seiner Ausprägung und Intensität sowohl von Person zu Person, als auch bei ein und derselben Person im Lauf der Zeit variieren kann.

<sup>80</sup> Siehe dazu auch Bruckmüller 2002: 585f.

ausgeführt hat, werden bäuerliche Entscheidung üblicherweise nicht von einer Person alleine gefällt. Vielmehr ist es der Haushalt, der als „decision-making unit“ fungiert (vgl. Ortiz 2005: 59f.). Im Kontext der von mir untersuchten Zwiebelbetriebe sind die entscheidungsrelevanten Personen daher der/die BetriebsführerIn, der Ehepartner sowie eventuell vorhandene Kinder und/oder (Schwieger)Eltern. Allerdings ist die Gewichtung, die den verschiedenen Meinungen und Wünschen der einzelnen Personen zukommt, unterschiedlich verteilt. Ein Haushalt ist keine homogene Entität, sondern spiegelt sowohl die Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten seiner Mitglieder wider. Welches Haushaltsmitglied auf die zu treffende Entscheidung den voraussichtlich größten Einfluss haben wird, ist laut Ortiz abhängig von dem Ausmaß an Autonomie und Verantwortung der einzelnen Haushaltsmitglieder, deren Machtverhältnis zueinander sowie den Verhandlungsräumen, die den betreffenden Personen unter Berücksichtigung von Geschlecht und Alter zugestanden werden (vgl. ebd.: 63). Die bipolare Struktur des landwirtschaftlichen Betriebes – Einkommen generierendes Unternehmen auf der einen und familiäre Lebenswelt auf der anderen Seite – lässt keine klare Trennung zwischen Berufs- und Privatleben zu. Entscheidungen betreffend den einen Bereich haben unweigerlich auch Auswirkungen auf den anderen, und das Beziehungsverhältnis zwischen den (erwachsenen) Haushaltsmitgliedern ist häufig gleichzeitig auch eines zwischen Arbeitskollegen. Der/Die BetriebsführerIn eines landwirtschaftlichen Familienbetriebes kann bei anhaltenden sozialen Spannungen seine „Mitarbeiter“ nicht einfach kündigen und durch andere ersetzen. Man ist aufeinander angewiesen. Betriebsbezogenen Entscheidungen gehen daher häufig haushaltsinterne „Verhandlungen“ voraus und verlangen von den involvierten Personen ein entsprechendes Maß an Einfühlungsvermögen und Kompromissbereitschaft (vgl. Kittel et al. 1991: 217 und 233). Dies bedeutet zwar nicht, dass alle Entscheidungen stets konsensuell getroffen werden, weist aber darauf hin, dass – je nach Ausprägung der Entscheidungshierarchie – auch andere Haushaltsmitglieder als der/die BetriebsführerIn betriebliche Entscheidungen beeinflussen können.

#### *- der individuelle Wissens- und Informationsstand*

Ein dritter Aspekt, der sich auf den Entscheidungsprozess für oder gegen eine Strategie begrenzend auswirkt, ist der individuell unterschiedliche Wissens- bzw. Informationsstand des Landwirts/der Landwirtin. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass ein umfassender Informationsstand die Anzahl der Strategien, für die man sich entscheiden kann, vergrößert. Je mehr ein Bauer/eine Bäuerin über neue Anbaumethoden, Saatgutarten, Sortenvarietäten, Anbaubedingungen usw. weiß, desto größer ist sein/ihr potentieller Handlungsspielraum. Der

eigene Wissensstand ist abhängig von den prinzipiell gegebenen Möglichkeiten und dem individuellen Bemühen des Landwirts/der Landwirtin, an relevante Informationen zu gelangen. Unter den Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen scheint es eine Tendenz zur *passiven Informationsbeschaffung* zu geben. Darunter verstehe ich die Neigung, Informationen von außen an sich herantragen zu lassen anstatt selbst aktiv danach zu suchen. Hier kommt insbesondere den Informationsveranstaltungen eines bestimmten Saatgutanieters<sup>81</sup> eine bedeutende Rolle zu. Einmal im Jahr findet im Dorfwirtshaus die Präsentation des aktuellen Saatgutkataloges statt, bei der über Neuigkeiten im Zwiebelbereich informiert wird und im Anschluss daran Bestellungen entgegen genommen werden. Darüber hinaus veranstaltet diese Firma in Unterstinkenbrunn alle zwei Jahre einen Feldversuch, bei dem alle Zwiebelsorten der Firma unter denselben Bedingungen angebaut werden.<sup>82</sup> Zur Erntezeit findet ein Zeltfest statt, bei dem die Bauern und Bäuerinnen eingeladen sind, sich selbst ein Bild von den unterschiedlichen Qualitäten der einzelnen Zwiebelsorten zu machen. Diese unmittelbare Vergleichsmöglichkeit sehen viele LandwirtInnen als eine wertvolle Entscheidungshilfe hinsichtlich ihrer Saatgutwahl. Andere mögliche Informationsquellen werden – soweit dies bei den Interviews zur Sprache kam – eher selten genutzt. Die Einseitigkeit der Informationsbeschaffung wird nur von wenigen LandwirtInnen kritisch hinterfragt. Erfahrungsaustausch zwischen den einzelnen Zwiebelbetrieben – als eine weitere Möglichkeit der Informationsbeschaffung – gibt es nur bedingt und ist stark von dem zwischen den Bauern und Bäuerinnen herrschenden Beziehungsverhältnis geprägt. Zusätzlich kommt hier auch noch der Gender-Aspekt erschwerend hinzu, wie das Beispiel der beiden unverheirateten Schwestern Hilde und Erika N. zeigt, die aufgrund der schweren Erkrankung ihres Vaters den Hof ohne männliche Unterstützung weiterführen mussten. Für sie erwies sich der persönliche Erfahrungsaustausch als Form der Informationsbeschaffung als besonders schwierig, weil derartige Gespräche zumeist beim sonntäglichen Frühschoppen im Dorfwirtshaus geführt werden. Da dies eine primär männlich dominierte Institution darstellt, war sie für die Bäuerinnen<sup>83</sup> nicht zugänglich bzw. stellte das Vordringen in diesen durch Gender geprägten Raum eine zu große Herausforderung für die Schwestern dar (vgl. Hilde und Erika N., 14.3.2011). Doch auch abseits von genderspezifischen Aspekten ist zwischenbetrieblicher Erfahrungsaustausch durchaus keine Selbstverständlichkeit. Wie in

---

<sup>81</sup> Fast die gesamte Menge des von den Unterstinkenbrunner LandwirtInnen zugekauften Zwiebelsaatguts stammt von einem einzigen Saatgutanbieter. Der zuständige Regionalbetreuer dieser Firma hegt zu den Bauern und Bäuerinnen einen intensiven Kontakt.

<sup>82</sup> In den dazwischen liegenden Jahren findet dieser Feldversuch im Marchfeld statt, wo aufgrund der dort vorhandenen Bewässerungsmöglichkeit andere Anbaubedingungen erfüllt werden.

<sup>83</sup> Da sie mittlerweile in Pension sind, spreche ich in der Vergangenheit.

mehreren Interviews angesprochen wurde, ist das Beziehungsverhältnis der Unterstinkenbrunner LandwirtInnen in vielen Fällen von Konkurrenzdenken und Neid geprägt. Erfahrungsaustausch wird daher weniger als potentieller kollektiver Vorteil betrachtet, der den Wissensstand aller Zwiebelbauern/-bäuerinnen vergrößern könnte, sondern vielmehr als eigener Nachteil wahrgenommen, da man sich durch die Weitergabe individuellen Erfahrungswissens um einen eventuellen Wettbewerbsvorteil bringen würde. Erfahrungsaustausch wird zwar in einem gewissen Ausmaß praktiziert, allerdings findet dieser nur auf einer sehr individuellen Ebene statt und ist nicht für die Allgemeinheit der Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen zugänglich. Dieses Aspekt stellt meiner Ansicht nach ein anschauliches Beispiel für das bereits angesprochene, von Stephen Gudeman konstatierte Spannungsverhältnis zwischen Markt und Gemeinschaft dar. Obwohl ein von Konkurrenzdenken und Neidgefühlen geprägtes Beziehungsverhältnis in Unterstinkenbrunn vorherrscht, das einen allgemeinen Erfahrungsaustausch unterbindet, ist er zwischen befreundeten LandwirtInnen durchaus verbreitet. Das durch eigene Praxis gesammelte Wissen wird dadurch einem über den eigenen Haushalt hinaus gehenden, allerdings genau definierten Personenkreis zugänglich gemacht. Die auf diese Weise entstandene „Wissensbasis“<sup>84</sup> steht einer so gebildeten Gemeinschaft, zur Verfügung und kann von deren Mitgliedern genutzt und ausgebaut werden. Nicht rationales Profitdenken leitet die Zwiebelbauern/-bäuerinnen hier an, sondern emotional geprägtes Sozialverhalten, das den jeweiligen davon betroffenen Personen als sinnhaft erscheint.

Da das Ausmaß der Einflussnahme dieser drei Aspekte – das eigene Wohlbefinden, die Wünsche und Bedürfnisse der Haushaltsmitglieder sowie der individuelle Wissens- und Informationsstand – auf die strategienbezogene Entscheidungsfreiheit der betroffenen Personen prinzipiell selbst bestimmt wird, kann es – zumindest bis zu einem gewissen Grad – von diesen auch beeinflusst werden. So können etwa die Voraussetzungen, die zu individuellem Wohlbefinden führen, überdacht und gegebenenfalls neu formuliert werden. Auch die Präferenzen der Haushaltsmitglieder können sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich ihrer Dringlichkeit neuerlich ausdiskutiert werden. Der individuelle Wissens- und Informationsstand kann durch aktive und diversifizierte Informationsbeschaffung um neue Sichtweisen und Blickwinkel bereichert werden. Ich betrachte diese drei Aspekte daher als *betriebsinterne* Einschränkungen der Entscheidungsfreiheit. Darüber hinaus gibt es jedoch noch einen weiteren, die Entscheidungsfreiheit begrenzenden Faktor, der sich allerdings im

---

<sup>84</sup> Siehe dazu auch Gudeman 2008: 33.

Gegensatz zu den drei zuvor genannten vollständig der individuellen Einflussnahme entzieht. Diesen Faktor bezeichne ich als den „Rahmen der Möglichkeiten“. Er repräsentiert für mich die *betriebsexternen* Einschränkungen der bäuerlichen Entscheidungsfreiheit.

- der „Rahmen der Möglichkeiten“

Der „Rahmen der Möglichkeiten“ wird gebildet von den ökologischen, klimatischen, demografischen und (infra)strukturellen Rahmenbedingungen, welche die Art und Weise des Zwiebelanbaus im Laaer Becken in groben Zügen diktieren. Diese Rahmenbedingungen stellen für die LandwirtInnen die vorhandene Ausgangsbasis dar, mit all ihren Möglichkeiten und Limitierungen. Innerhalb dieses „Rahmens der Möglichkeiten“ kann er/sie sich relativ frei bewegen, aber eben *nur* innerhalb dieses Rahmens. Er legt das potentiell verfügbare Handlungsspektrum fest, welches im Normalfall vonseiten des individuellen Landwirts/der individuellen Landwirtin unveränderbar ist. So ist es zum Beispiel nicht möglich, im Laaer Becken eine besonders wasserbedürftige Zwiebelsorte erfolgreich anzubauen, da die geringe Grundwassermenge die dafür notwendige künstliche Bewässerung nicht zulässt. Auch kann ein Landwirt/eine Landwirtin seine/ihre Zwiebeln nicht jedes Jahr auf demselben Acker anbauen. Dies liegt zum einen an der Selbstunverträglichkeit dieser Feldfrucht<sup>85</sup>, und zum anderen an gesetzlichen Bestimmungen, die einen Fruchtfolgezyklus<sup>86</sup> vorschreiben, der sich über mindestens 4 Jahre erstrecken muss.

Die Zwiebelbauern/-bäuerinnen von Unterstinkenbrunn haben also einen gewissen Spielraum in Bezug darauf, *was* sie anbauen und *wie, wo* und *für wen* sie es anbauen. Aufgrund dieses Spielraums (und unter Berücksichtigung der drei zuvor genannten betriebsinternen Einschränkungen) ergibt sich die existierende Strategieviefalt. Die Rahmenbedingungen, die diesen Raum begrenzen, sind jedoch keine Konstanten, sondern können sich im Lauf der Zeit wandeln. Bei manchen kann sich dieser Wandel relativ rasch vollziehen (z.B. gesetzliche Bestimmungen, Technologien, Marktbedürfnisse,...), während bei anderen eine kurz- oder mittelfristige Veränderung eher unwahrscheinlich ist (z.B. klimatische Bedingungen,

---

<sup>85</sup> Der wiederholte Anbau von Zwiebelgewächsen auf derselben Ackerfläche führt zur Anreicherung von schädlichen Erregern (insbesondere Pilzen) im Boden, weshalb Anbaupausen von mindestens vier Jahren empfohlen werden (Heistingner 2010: 456).

<sup>86</sup> Unter Fruchtfolge versteht man ein Rotationsprinzip, bei dem eine Gruppe unterschiedlicher Pflanzen im jährlichen Wechsel auf derselben Ackerfläche angebaut wird. Durch Einhaltung einer bestimmten Fruchtfolge soll eine einseitige Beanspruchung des Bodens verhindert werden, „[...] indem durch Gewächse mit Unterschieden hinsichtlich Wurzeltiefe und Nährstoffbedarf verschiedene Bereiche des Bodens genutzt werden. Pflanzen, die durch ihre Rückstände den Boden anreichern, gleichen den Anbau von solchen Pflanzen aus, die dem Boden fast nur Stoffe entziehen“ (Weinrich 2008: 23). Die LandwirtInnen von Unterstinkenbrunn bauen beispielsweise auf einem Acker im ersten Jahr Zwiebel an, im zweiten Jahr Weizen, im dritten Jahr Zuckerrübe, im vierten Jahr Gerste und im fünften Jahr wieder Zwiebel usw.

Bodenzusammensetzung, Grundwasser,...). Wenn es zu einem Wandel der Rahmenbedingungen kommt, ändert sich automatisch der Spielraum, in dem die Zwiebelbauern/-bäuerinnen agieren können. Er kann sich erweitern (indem etwa neue Anbaumethoden entwickelt werden oder sich eine neue Marktnische auftut), wodurch sich der bereits vorhandene „Pool“ an möglichen Strategien vergrößert. Er kann sich aber auch verkleinern (indem z.B. neue gesetzliche Bestimmungen gewisse Anbau- oder Vermarktungseinschränkungen nach sich ziehen), wodurch sich die Anzahl potentieller Strategien reduziert. Während sich beim ersten Szenario die LandwirtInnen an die neue Situation anpassen *können*, ist die Konsequenz aus dem zweiten Szenario, dass sie sich daran anpassen *müssen*. Das resultiert daraus, dass durch den sich verkleinernden Handlungsspielraum manche bereits praktizierte Strategien nun nicht mehr möglich und/oder erlaubt sind. In allen Bereichen des menschlichen Lebens kommt es im Lauf der Zeit zu veränderten Rahmenbedingungen, so auch in der Landwirtschaft, wo im Verlauf des letzten Jahrhunderts ein drastischer Wandel zu beobachten war (vgl. Langthaler 2008, Federico 2005). Durch die Modifizierung bestehender bzw. das Ergreifen gänzlich neuer Strategien passen sich die Bauern und Bäuerinnen daran an. In Bezug auf den Umstieg von selbstgewonnenem Saatgut auf zugekaufte Hybridsaaten lautet daher meine Hypothese, dass dieser Wandel im Saatgutbereich Ausdruck einer Anpassung an neue Rahmenbedingungen und somit eine neue Strategie im kommerziellen Zwiebelanbau darstellt. Im folgenden Abschnitt werde ich aufzeigen, in welcher Hinsicht sich der vorhandene „Rahmen der Möglichkeiten“ gewandelt hat, und weshalb ich darin einen Zusammenhang mit der veränderten Saatgutnutzung sehe.

## **5.2. Der Anbau von Hybridsaatgut als Ausdruck gewandelter Rahmenbedingungen**

Der sukzessive Umstieg auf Hybridsaatgut begann in Unterstinkenbrunn vor rund 40 Jahren. Die ersten Versuche auf diesem Gebiet waren noch etwas zögerlich und von vielen Misserfolgen gekennzeichnet. Dennoch hat sich diese Technologie im Zwiebelanbau immer stärker durchgesetzt. In den Interviews, die ich mit den Unterstinkenbrunner LandwirtInnen führen konnte, habe ich versucht, den Ursachen für diesen Wandel auf den Grund zu gehen. Die Analyse des empirischen Datenmaterials hat ergeben, dass dieser Wandel eine Reaktion auf sich verändernde Rahmenbedingungen ist. Das soll zwar nicht bedeuten, dass den Zwiebelbauern/-bäuerinnen nichts anderes übrig geblieben wäre, als ihr selbstproduziertes Saatgut gegen zugekauftes zu tauschen. Allerdings hat sich der „Rahmen der Möglichkeiten“ verändert, und der Anbau von Hybridsaatgut ist – wie ich auf den folgenden Seiten darlegen

werde – für viele LandwirtInnen zu einer vielversprechenden Strategie auf ihrem Weg zu wirtschaftlichem Erfolg und gesteigertem Familienwohl geworden. Manche dieser sich wandelnden Rahmenbedingungen stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Zwiebelanbau, andere wirken sich auf das weitere Umfeld des Bauern/der Bäuerin aus, haben aber indirekte Rückwirkungen auf das verwendete Saatgut. Um herauszufinden, welche Rahmenbedingungen sich verändert und die Entscheidung in Bezug auf Eigenbau und/oder Hybridzukauf beeinflusst haben, verglich ich die Daten, die ich über den Zwiebelanbau vor Einführung der F1-Sorten gesammelt habe, mit jenen zur aktuellen Situation in Unterstinkenbrunn. Dabei achtete ich speziell darauf, vor welche Probleme und Herausforderungen die LandwirtInnen gestellt wurden, aber auch, welche neuen Möglichkeiten sich zwischenzeitlich für sie aufgetan haben. Meine Analyse ergab, dass es bei folgenden Rahmenbedingungen Veränderungen gegeben hat, die Einfluss auf das verwendete Saatgut hatten:

- Verfügbarkeit neuer Zwiebelsaaten,
- Art und Anzahl der technischen Hilfsmittel in der Zwiebelproduktion,
- Verfügbarkeit von Arbeitskräften,
- Verfügbarkeit und Qualität von Ackerland,
- Anforderungen des Marktes.

Um besser verstehen zu können, wie bedeutend diese Veränderungen waren, möchte ich meine empirische Analyse mit einer Darstellung der Ausgangssituation beginnen.

### *5.2.1. Zwiebelanbau anno dazumal*

Diese „Ausgangssituation“ setze ich zeitlich in den 1950er Jahren an, einer Zeit also, zu der es auf den Unterstinkenbrunner Höfen noch keine motorisierten Maschinen und kein Hybridsaatgut gab. Ich muss gestehen, dass mich die Gespräche, die ich mit den Altbauern und -bäuerinnen geführt habe, ganz besonders fasziniert haben. Nicht, weil sie mir Geschichten von einer romantisch verklärten „guten, alten Zeit“ erzählt hätten. Das war keineswegs der Fall. Vielmehr deshalb, weil sie mir von Dingen, die es heute in dieser Form nicht mehr gibt, zum Teil so detailliert berichtet haben, dass ich richtiggehend das Gefühl hatte, ich bräuchte nur hinaus auf das Feld zu gehen, um sie mit eigenen Augen beobachten zu können. Sie haben für mich eine Zeit lebendig gemacht, die längst vergangen ist und mit der heutigen Realität kaum noch etwas gemein hat. Ethnologen suchen normalerweise immer in der *räumlichen* Ferne nach dem Unbekannten und Faszinierenden. Doch mindestens genauso spannend kann es sein, vor der „eigenen Haustür“ in der *zeitlichen* Ferne zu forschen. Ich bin

sehr dankbar für die Erinnerungen, die meine GesprächspartnerInnen mit mir geteilt haben. Es ist mir daher nicht einfach nur ein Bedürfnis, über den Zwiebelanbau von „anno dazumal“ eingehender zu berichten, um das Ausmaß der stattgefundenen Veränderungen darstellen zu können. Vielmehr fühle ich mich sogar dazu verpflichtet, diese Dinge schriftlich festzuhalten und somit ein kleines Stück österreichischer Landwirtschaftsgeschichte vor dem Vergessen zu bewahren.

In der Nachkriegszeit war Zwiebelanbau noch reine Handarbeit. Die wenigen technischen Hilfsmittel, die den Bauern und Bäuerinnen zur Verfügung standen, mussten per Muskelkraft betrieben werden. Eines davon war die Handdrillmaschine, die zum Säen der Zwiebelsamen verwendet wurde. Auf dem Hof von Katharina S. konnte ich ein solches Gerät bewundern und bekam von der Altbäuerin dessen Funktionsweise erklärt. Der vordere Teil der Drillmaschine besteht aus einem großen Metallrad, das der Fortbewegung dient. Unmittelbar dahinter befindet sich ein Blechkasten mit den Zwiebelsamen. Durch eine mit einer Schließklappe versehene Öffnung am Boden des Blechkastens rieselten die Samen direkt in die Saattrille, die von einem darunter angebrachten Eisenkeil gezogen wurde. Über zwei Holzstangen wurde das Gerät händisch angeschoben und Saatgut auf diese Weise am Feld ausgebracht. Ein am hinteren Teil der Drillmaschine angebrachtes Metallrad hat die Samen mit Erde bedeckt und angedrückt. Da mit diesem Gerät immer nur eine Reihe ausgebracht werden konnte, war die Aussaat eine sehr zeitintensive Arbeit. Manchmal, speziell bei feuchter Witterung, verklebten die Samen im Blechkasten, sodass ganze Reihen frei blieben, bevor der Bauer den Fehler bemerkte. Diese Bereiche mussten dann noch einmal abgefahren werden (vgl. Katharina S., 14.3.2011). Auch am elterlichen Hof von Klaus A. war eine solche Handdrillmaschine im Einsatz. Der Altbauer erinnert sich, dass diese oft nicht sehr exakt gearbeitet hat und häufig wesentlich mehr Samen aus dem Blechkasten gerieselte sind, als bei der Schließklappe eingestellt war. Dadurch wurde der Zwiebel „zu dick“ angebaut.<sup>87</sup> Um das zu verhindern, wurden zusätzlich zu den Zwiebelsamen auch Bruchweizen und Bruchgerste in den Blechkasten gefüllt. Durch diese Vorgehensweise wurde das Saatgut „gestreckt“ und der Abstand zwischen den einzelnen Zwiebelpflanzen optimiert (Klaus A., 14.3.2011). Standen die Zwiebel dennoch einmal zu eng beieinander, mussten sie händisch vereinzelt werden.

---

<sup>87</sup> Der Ausdruck „zu dick anbauen“ bedeutet, dass die Samenkörner zu dicht nebeneinander ausgesät werden. Dadurch haben die einzelnen Happeln nicht genug Platz zum Wachsen und bleiben eher klein. Außerdem konkurrieren bei einer zu dichten Anbauweise zu viele Zwiebelpflanzen um die vorhandenen Wasserressourcen und Nährstoffe im Boden, was ihrer gesunden Entwicklung ebenfalls abträglich ist. Ein weiterer Nachteil ist, dass dadurch wesentlich mehr Samenkörner ausgesät werden als notwendig wäre. Da die Saatgutproduktion ein arbeitsintensiver Vorgang ist, achten die Bauern/Bäuerinnen auf dessen sparsame Verwendung.

Wenn das Saatgut im zeitigen Frühjahr am Feld ausgebracht worden war, musste dieses in den nun folgenden Wochen und Monaten von Unkräutern frei gehalten werden. Das ist gerade bei der Zwiebel besonders wichtig, da diese sehr langsam wächst und auch nur wenig Blattmasse entwickelt. Dadurch bleibt anderen Pflanzen viel Platz und Licht zum Wachsen, und die jungen Zwiebelpflänzchen werden ihrer Lebensgrundlage beraubt. Auch das Unkrautjäten erfolgte händisch. Zwischen den einzelnen Zwiebelreihen kam der sogenannte „Daucher“ zum Einsatz. Dabei handelt es sich um einen kleinen Pflug, mit dem man unter großem Kraftaufwand das Erdreich durchstoßen und dabei das Unkraut ausgegraben hat. Innerhalb der jeweiligen Zwiebelreihe musste man punktgenau arbeiten, um die Zwiebelpflänzchen nicht zu verletzen. Dazu verwendete man den „Scherer“, eine Art Handharke, die auch heute noch auf fast jedem Hof zum Einsatz kommt. Bis zu sechsmal musste das gesamte Zwiebelfeld zwischen Aussaat und Ernte auf diese Weise von störenden Pflanzen befreit werden. Spritzmittel gab es damals in Unterstinkenbrunn noch nicht. Manche dieser Unkräuter – wie etwa der Flughäfer – waren besonders hartnäckig, wie sich Katharina S. noch heute lebhaft erinnert: „Den hat's ja früher immer gegeben. Wenn der Wind gegangen ist das Jahr davor, und du hast vom Nachbarn einen rüber bekommen, und du hast ihn unter deinen Kleinen [Zwiebeln – Anm. d. A.] gehabt – das war eine Kniearbeit...“ (Katharina S., 14.3.2011). Am elterlichen Hof von Hilde und Erika N. gab es zu jener Zeit auch Tagelöhner, die bei der Scherarbeit mithalfen. Sie bekamen einen Lohn ausbezahlt sowie eine Jause und einen Hastrunk<sup>88</sup> als Verpflegung. Insbesondere durch den Genuss des Hastrunks wurde die Feldarbeit sehr lustig, wie mir die beiden Schwestern erzählten. Obwohl die Arbeit durchaus anstrengend war, kam der Spaß dabei nie zu kurz (vgl. Hilde und Erika N., 14.3.2011).

Die Ernte der Saatzwiebeln begann ab etwa Mitte August. Den richtigen Zeitpunkt erkannte man daran, dass die Schloten<sup>89</sup> sich umlegten und langsam eintrockneten. Auch nun waren wieder viele helfende Hände am Feld erforderlich. Die ganze Familie und meistens auch noch einige Tagelöhner waren tage- und wochenlang damit beschäftigt, die geernteten Zwiebelhappeln von Erde und abgestorbener Blattmasse zu reinigen. Da der Boden nicht nur hart und steinig, sondern insbesondere in der Früh auch kalt und feucht war, saß jeder auf einem mit Stroh gefüllten Sack. Auf diese Art und Weise rutschten die Helfer das ganze Feld entlang und putzten die Zwiebeln. Nur den älteren Frauen, so erzählte mir Katharina S., hat

---

<sup>88</sup> Der Hastrunk bestand aus gepressten Trauben, die mit Wasser aufgegossen und über Nacht stehen gelassen wurden. Dadurch entstand ein leicht alkoholisches Getränk.

<sup>89</sup> Mit diesem Begriff bezeichnen die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen die lauchförmige Blattmasse der Zwiebel.

man „ein Häufl“ zusammengerechnet. Dadurch konnten diese an ein und derselben Stelle sitzen bleiben und mussten nicht ständig nachrücken. Die geputzten Zwiebeln wurden entweder direkt mit einer Erdapfelgabel auf einen Wagen geladen oder in sogenannte „Schwingen“ (große, geflochtene Körbe) gelegt, die, wenn sie voll waren, von kräftigen Männern in den Wagen geleert wurden (vgl. Katharina S., 14.3.2011). Solange es nicht regnete, fand die Erntearbeit bei jedem Wetter statt. Große Hitze und starker Wind machten den FeldarbeiterInnen jedoch oft stark zu schaffen. Manchmal, so erzählten mir Hilde und Erika N., kamen sie nach einem langen Tag am Feld „ganz schwarz“ nach Hause. Überall hatten sich Sand und Erde an ihnen abgelegt (vgl. Hilde und Erika N., 14.3.2011).



Arbeitsgeräte von anno dazumal: geflochtene Schwinge und Handdrillmaschine

Die gemeinsame Arbeit am Feld diente nicht nur dem eigentlichen Zweck – dem Putzen der Zwiebelhappeln, sondern erfüllte auch einige soziale Aufgaben. Alle meine GesprächspartnerInnen haben die Erntearbeit jener Zeit als sehr gesellig und unterhaltsam in Erinnerung. Das Zusammentreffen am Feld diente als Informationsbörse, wo „der neueste Tratsch“ ausgetauscht wurde. Auch war es eine generationenverbindende Tätigkeit. Alte Menschen hatten die Möglichkeit, am sozialen Leben aktiv teilzuhaben. Einerseits konnten sie am Feld einer sinnvollen Tätigkeit nachgehen und hatten dadurch das Gefühl „noch gebraucht“ zu werden. Andererseits erzählten sie den Jungen Geschichten von früher, was sowohl interessant als auch unterhaltsam für alle war. Auch die Kinder wurden zur Feldarbeit

mitgenommen. „Ob sie was getan haben, ist wieder eine andere Frage. Aber sie waren dabei. Da hat man niemanden zum Aufpassen gebraucht“ (Katharina S., 14.3.2011).

Verkauft wurden die geputzten Zwiebeln oft gleich direkt am Feld. Zwiebel war sehr begehrt, und es gab viele Händler, die nach Unterstinkenbrunn kamen. Bezahlt wurde damals noch alles in bar. Für die Zwiebelbauern/-bäuerinnen war das eine sehr einträgliche Einnahmequelle. Die schönsten Happeln jedoch gelangten nicht in den Handel. Diese legten die LandwirtInnen beiseite, um sie im darauffolgenden Frühjahr für die Saatgutproduktion neuerlich zu pflanzen. Genaues Selektieren war damals für den wirtschaftlichen Erfolg eines Betriebes besonders wichtig, hing doch die gesamte Zwiebelproduktion von der Qualität des eigenen Saatguts ab. Daher wurden diese extra gelagerten Zwiebeln auch über die Wintermonate regelmäßig kontrolliert. Happeln, die Schimmelpilz oder faulige Stellen aufwiesen, konnten dadurch rechtzeitig entfernt und eine Ansteckung der anderen Zwiebeln verhindert werden. Sobald der Boden im Frühjahr aufgetaut war und man mit keinen schlimmen Frösten mehr rechnen musste, wurden die Vermehrungszwiebeln „gestupft“. Am elterlichen Hof von Klaus A. war diese Tätigkeit Aufgabe der Kinder. Er erinnert sich, dass das immer eine „ziemliche Gaudi“ war. Zusammen mit seiner Schwester und seinen beiden Brüdern musste er Furchen am Feld ziehen und die einzelnen Happeln mit dem Stängel nach oben hinein legen. Danach wurden diese mit Erde gut angehäufelt und festgestampft. In den darauffolgenden Wochen begannen die Zwiebeln auszutreiben und große Blütendolden auszubilden. Damit die Samenernte erfolgreich sein konnte, bedurfte es nun der tatkräftigen Mithilfe diverser Bestäubungsinsekten – allen voran Bienen und Hummeln. Klaus A. betonte in unserem Gespräch die Rolle, die den Insekten im Zuge der Saatgutproduktion zukommt und erinnerte sich an die Vielzahl an Bestäubungsinsekten, die zu jener Zeit, als noch keine chemischen Pflanzenschutzmittel verwendet wurden, in den Feldern herum flog. „Heute gibt es ja nicht mehr viele Bienen. Aber damals gab es so viele Bienen und Hummeln, dass wir uns gar nicht ins Feld hinein trautes“ (Klaus A., 14.3.2011). Aus diesem Grund wurde das Feld während der Blütezeit nicht betreten, was wohl auch dazu beitrug, die Gefahr eines unbeabsichtigten Abbrechens der Dolden zu minimieren. Manche Bauern/Bäuerinnen stützten die Blütenstände zusätzlich mit zwischen Holzpflocken gespannten Schnüren. Durch diese Vorgehensweise sollte der Gefahr von Windbruch vorgebeugt werden, denn – so erzählte mir Landwirt Gerhard F. – „früher zählte jedes Saatkorn“ (Gerhard F., 13.3.2011).



Austreibende Vermehrungszwiebeln im Mai



Erntereife Blütendolden im August

Im August, wenn aus den unzähligen Blüten einer Dolde kleine pergamentartige Samenkapseln geworden waren, in denen sich jeweils ein Zwiebelsamen befand, mussten die Blütenstände abgeschnitten werden. In Säcke gefüllt, wurden sie auf den Hof gebracht. Auch

diese Tätigkeit war in der Familie von Klaus A. „Kinderarbeit“. „Daheim wurden die Dolden zum Trocknen auf Papier ausgelegt, und wenn sie krachdürr waren, sind wir darauf herum gestiegen. Da sind dann alle [Samen] aus den Hülsen rausgesprungen“ (Klaus A., 14.3.2011). Um die einzelnen Saatkörner von den Hülsenresten und kleinen Stängeln zu reinigen, wurde eine sogenannte „Windmühle“ verwendet. Dabei handelt es sich um einen kleinen Kasten mit „Fludern“<sup>90</sup>, die gedreht wurden und dadurch Wind erzeugten, der die leichten Doldenreste von den schwereren Zwiebelsamen trennte. Das war ein recht langwieriger Prozess, weil damit immer nur kleine Mengen gereinigt werden konnten. Da diese Arbeit allerdings während der ruhigeren Wintermonate durchgeführt wurde, stellte der damit zusammenhängende Zeitaufwand kein größeres Problem dar.



Blütendolde mit aufgesprungenen Samenkapseln – jetzt muss die Ernte rasch erfolgen

Bevor die auf diese Weise selbst produzierten Zwiebelsamen im zeitigen Frühjahr wieder am Feld angebaut werden konnten, wurden sie in mit Wasser gefüllten Behältnissen „geschwemmt“. Dabei sanken die schweren, keimfähigen Saatkörner auf den Boden und die leichteren, sterilen Samen schwammen oben auf und wurden abgeschöpft. Die verbliebenen Samen mussten nun noch einmal getrocknet werden, um später in der Sämaschine nicht zu verklumpen. Zusätzlich wurde stets auch eine Keimprobe durchgeführt. Dabei legte man eine

---

<sup>90</sup> Mit dem Begriff „Fludern“ wird eine Art Ventilatorblätter umschrieben.

bestimmte Anzahl von Saatkörnern auf ein feuchtes Tuch und ließ alles mehrere Tage stehen. Nach Ablauf dieser Zeit wurde kontrolliert, wie hoch der Anteil der gekeimten Samen war. Je höher der Anteil, desto höher die Keimrate, und desto geringer das Risiko von Ernteaussfällen durch nicht gekeimte Saatkörner. Klaus A. ist noch heute sehr stolz darauf, dass er durch sein sorgfältiges Vorgehen bei der Saatgutgewinnung eine fast 99%ige Keimrate erzielen konnte (vgl. Klaus A., 14.3.2011). Andere LandwirtInnen berichteten von Keimraten zwischen ca. 75 und 90%. Das Ergebnis der Keimprobe war ein wesentliches Entscheidungskriterium in Bezug auf den Saatabstand. Bei geringer Keimrate benötigte man mehr Samen, da davon ausgegangen werden musste, dass ein gewisser Anteil nicht aufgehen würde. Man könnte auch sagen: Je niedriger die Qualität der Saatkörner war, desto höher musste deren Quantität sein, um eine zufriedenstellende Anzahl gekeimter Zwiebeln zu erhalten. Wenn diese Entscheidung getroffen war und die Wetterverhältnisse es zuließen, wurden die Samen ausgesät und der Zyklus der Zwiebelproduktion begann von Neuem.

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Zwiebelanbau in den Nachkriegsjahren durch folgende Merkmale gekennzeichnet war:

- das verwendete Saatgut stammte durchwegs aus eigener Produktion;
- alle Tätigkeiten wurden in Handarbeit ohne Unterstützung motorisierter Geräte ausgeführt;
- es war eine große Anzahl potentieller Arbeitskräfte verfügbar;
- die gesamte Familie war in den Produktionsprozess eingebunden;
- es wurden keine chemischen Pflanzenschutzmittel eingesetzt;
- es gab eine Vielzahl an Zwiebelhändlern.

Seither war der Zwiebelanbau in Unterstinkenbrunn sehr vielen Veränderungsprozessen unterworfen, sodass die Zwiebelproduktion, wie sie sich heute darstellt, mit jener von damals nicht mehr viel gemeinsam hat. Manche der oben angeführten Merkmale sind auf dem einen oder anderen Hof noch in Ansätzen zu finden, die meisten jedoch gehören längst der Vergangenheit an. Im Gegensatz dazu wird die Produktion von eigenem Saatgut, wie ich sie hier beschrieben habe, allerdings auch heute noch in fast unveränderter Art und Weise betrieben. Eine Mechanisierung, vergleichbar mit jener in der restlichen Zwiebelproduktion, hat nicht stattgefunden. Das liegt daran, dass Investitionen in teure Spezialmaschinen zur Saatgutgewinnung bzw. -reinigung, die Kostenersparnis, die mit der eigenen Samenproduktion verbunden ist, bei Weitem übersteigen würden.

### 5.2.2. *Von der Notwendigkeit gutes Saatgut zu haben*

So banal es auch klingen mag, aber die grundlegende Voraussetzung für einen sukzessiven Rückgang der eigenständigen Saatgutvermehrung zugunsten des Zukaufs von Hybridsamen war die Entwicklung und Markteinführung von Hybridsaatgut selbst. Die Bauern und Bäuerinnen der Nachkriegsjahre bauten keine F1-Sorten an, weil es sie schlicht und einfach nicht gab. Der „Rahmen der Möglichkeiten“, in dem sie agierten, ließ diese Strategie damals noch nicht zu. Stattdessen griffen sie auf das zurück, was sie zur Verfügung hatten – ihr selbstproduziertes Saatgut.<sup>91</sup> Jeder Zwiebelbetrieb hatte seine eigene „Hofsorte“. In genetischer Hinsicht waren sich diese zwar äußerst ähnlich, dennoch hatte die Auslese- und Züchtungsarbeit auf den einzelnen Höfen die unterschiedlichsten Erscheinungsbilder hervorgebracht. So gab es flache und runde, längliche und birnenförmige Happeln. Allen Hofsorten gemein war jedoch die gute Anpassung an die regionalen Bedingungen – allen voran das trockene Klima. Dies war ein großer Vorteil, den das eigene Saatgut gegenüber regionsfremden Sorten genoss.

Da Saatgut ein elementares Produktionsmittel des Zwiebelanbaus darstellt, achtete jeder Bauer/jede Bäuerin darauf, stets eine ausreichende Menge davon zur Verfügung zu haben. Aus diesem Grund wurde immer danach getrachtet, mehr Saatgut zu produzieren, als für den Anbau eines Jahres notwendig gewesen wäre. Auch heute ist das auf vielen Höfen, wo noch Eigenbau betrieben wird, der Fall. Samen, die in einem Jahr nicht für den Anbau benötigt wurden, dienen als Reserve für das kommende. Da die Keimfähigkeit von Zwiebelsamen nach zwei Jahren deutlich abnimmt, wird immer zuerst das ältere Saatgut aufgebraucht bevor das neue zum Einsatz kommt. Diese Strategie ist eindeutig der Kategorie „Risikominimierung“ zuzuordnen und dient der Aufrechterhaltung der bäuerlichen Selbstversorgung im Saatgutbereich. Trotz dieser Vorsichtsmaßnahme kam es ab und zu vor, dass sich ein Bauer/eine Bäuerin von einem anderen Hof neues Zwiebelsaatgut besorgen musste oder wollte. Sowohl eine misslungene Saatguternte als auch der Wunsch oder die Notwendigkeit, seiner eigenen Hofsorte durch das Einkreuzen einer anderen Sorte neue oder verbesserte Eigenschaften anzuzüchten, konnten dafür ausschlaggebend sein. Im Normalfall handelte es sich hierbei um Kaufgeschäfte. Nur meine ältesten InterviewpartnerInnen konnten sich noch daran erinnern, dass „ganz früher“ Saatgut zwischen einzelnen Höfen auch

---

<sup>91</sup> Zwar gab es zur damaligen Zeit auch schon konventionell gezüchtete Zwiebelsamen von professionellen Saatguterzeugern, diese wurden allerdings von keinem/keiner meiner GesprächspartnerInnen in irgendeiner Weise erwähnt. Daraus schließe ich, dass der Zukauf von regionsfremdem Saatgut bis zur Einführung der Hybriden nicht üblich war.

getauscht wurde. Innerhalb der letzten zwei Generationen von Zwiebelbauern/-bäuerinnen dominierte jedoch eindeutig der monetäre Tauschhandel. In diesem Punkt unterscheiden sich meine Beobachtungen von jenen von Andrea Heistinger, die in ihrer Arbeit über Südtiroler Bäuerinnen und deren Hausgärten schreibt: „Saatgut und Ableger von Pflanzen wurden und werden zwischen den einzelnen Höfen weitergegeben und ausgetauscht“ (Heistinger 2001: 117). Geldloser Tausch scheint bei ihr nicht die Ausnahme, sondern die Regel gewesen zu sein. Ich erkläre mir diesen Unterschied damit, dass es in der Studie von Heistinger um Saatgut der einzelnen Hausgärten – also den Subsistenzbereich – geht, während das Saatgut in meiner Untersuchung als Produktionsmittel des landwirtschaftlichen Betriebes dient. Es werden hier also zwei unterschiedliche Wirtschaftsbereiche der Bauern/Bäuerinnen betrachtet. In ersterem Fall geht es um den Anbau von für die Eigenversorgung vorgesehene Lebensmitteln, der eine Reduzierung der Haushaltsausgaben mit sich bringt; in letzterem Fall handelt es sich um die Produktion von Cash Crops, die das unmittelbare Einkommen des Betriebes sichern soll. Obwohl beide Bereiche einer Verbesserung der finanziellen Situation von Haushalt bzw. Betrieb dienen – der eine durch Kostenreduzierung, der andere durch Einkommensgenerierung – unterscheiden sie sich durch das Erscheinungsbild, das Geld in ihnen hat. Während der Subsistenzbereich ohne den direkten Austausch von Geld auskommt – Geld also unsichtbar bleibt, ist es im Cash Crop-Bereich allgegenwärtig, da dieser in der Produktion von Nahrungsmitteln gegen Geld seinen Hauptzweck hat.<sup>92</sup> In Bezug auf die jeweiligen Austauschbeziehungen kam ich jedoch zu demselben Ergebnis wie Heistinger. Getauscht bzw. gekauft wird Saatgut nicht mit irgendeinem beliebigen Partner, sondern nur mit jemandem, mit dem man entweder in einer engeren persönlichen Beziehung steht, oder der für die besondere Qualität seines Saatguts bekannt ist. Manchmal gestaltete sich die Suche nach einem geeigneten Saatgutverkäufer in Unterstinkenbrunn jedoch als etwas schwierig, da – so die Zwiebelbäuerin Verena T. – „manche Familien ihr Saatgut wie einen Schatz gehütet haben. Das war wie ein gut gehütetes Familienrezept“ (Verena T., 1.3.2011).<sup>93</sup>

---

<sup>92</sup> Eine ähnliche Beobachtung, allerdings innerhalb ein und derselben Personengruppe, machte auch der Anthropologe Stephen Gudeman. Im Zuge seiner Feldforschung bei Bauernfamilien in Panama stellte er fest, dass diese für die Bewertung ihrer Feldfrüchte unterschiedliche Maßeinheiten benutzten – abhängig davon, ob es sich um Subsistenzprodukte oder Cash Crops handelte. „The subsistence crops were „measured“ in a variety of traditional units, from irregular gourds that held quantities of seed, to different ways of measuring work in a field, to how many days a harvest would last. But in the same conversation, when I switched to discussion of the cash crop, money was the unique measure“ (Gudeman 2008: 85).

<sup>93</sup> Dieser Aspekt verweist wieder auf das Konkurrenzverhältnis, das zwischen einigen Zwiebelbetrieben herrscht, und das ich bereits in Bezug auf den eingeschränkten und nur selektiv vorgenommenen Erfahrungsaustausch in Kapitel 5.1.3. angesprochen habe.



Frisch geerntete Zwiebelsamen der regionalen Landsorte *Gelbe Laaer*

Bis vor wenigen Jahren gab es in Unterstinkenbrunn einen Betrieb mit wahren „Spezialisten“ hinsichtlich der Saatgutproduktion. Deren Zwiebelsamen genossen im Ort einen ausgezeichneten Ruf, weshalb viele LandwirtInnen im Bedarfsfall primär ihr neues Saatgut bei ihnen kauften. Am elterlichen Hof von Claudia D. wurde aus diesem Grund gar kein eigenes Saatgut erzeugt, sondern zu 100% bei „den Sipp“ zugekauft. Noch heute meint sie anerkennend: „Die haben früher wirklich Spitzenzwiebelsamen produziert. Das waren die Führenden. Das waren wirklich die Besten“ (Claudia D., 12.3.2011). Auch Konrad J. erinnert sich: „Die haben sich früher noch mehr Mühe gemacht mit dem Ausklauben und dem Ganzen. Die haben auch den Zwiebelsamen nachher noch einmal mit der Hand – also im Winter halt – ausgeklaubt ein bissl, wenn da was dabei war halt. Die haben sich mehr Zeit genommen für das“ (Konrad J., 10.4.2011). Liebe, Zeit und Gespür sind die Grundvoraussetzung, die man für die Herstellung qualitativ hochwertigen Saatguts mitbringen muss. Nicht jede/r LandwirtIn kann diese Kriterien erfüllen. Das war beispielsweise am Hof von Stefan R. der Fall: „Bei uns war das eher eine halbherzige G’schicht. Das Feld mit den Samenzwiebeln wurde oft stiefmütterlich behandelt. Es ist immer wieder verunkrautet, und beim Spritzen ist es auch zu kurz gekommen. Da haben andere ein besseres Händchen gehabt“ (Stefan R., 12.3.2011). Für manche LandwirtInnen war die Eigenvermehrung von Saatgut eher ein lästiges Unterfangen, das – sobald die Möglichkeit des Zukaufs bestand – aufgegeben oder zumindest reduziert wurde. Mit der Einführung von Hybridsaatgut bot sich eine solche Möglichkeit. Allerdings waren die ersten F1-Sorten, die auf den Markt kamen, aufgrund ihres

hohen Wasserbedarfs für die Laaer Verhältnisse vollkommen ungeeignet. Entsprechend lange dauerte es daher, bis sie für die angepassten Landsorten zu einer ernstzunehmenden Konkurrenz wurden. Mittlerweile ist die Entwicklung im Biotechnologiebereich allerdings beträchtlich vorangeschritten, sodass seit einigen Jahren auch spezielle Züchtungslinien für sehr trockene Anbauregionen am Saatgutmarkt zu finden sind. Vom großen „Einfahrer“, wie Stefan R. die ersten Generationen von Hybridzwiebeln bezeichnete (12.3.2011), haben sich die F1-Sorten für einige Zwiebelbauern/-bäuerinnen heute zu einer „betriebswirtschaftlichen Notwendigkeit“ (Kurt R., 13.3.2011) entwickelt. Wie und weshalb es zu diesem Betrachtungswandel gekommen ist, wird in den nun folgenden Abschnitten erläutert.

### *5.2.3. Vom Einzug der Maschinen*

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat auch in Österreich der Trend zur maschinenunterstützten Landbewirtschaftung eingesetzt (vgl. Sandgruber 2002: 323ff.).<sup>94</sup> Die Gründe dafür, die ich hier nur kurz umreißen möchte, sind vielfältig. Kittel et al. sehen in der Forcierung der Mechanisierung der Landwirtschaft das gesellschaftspolitische Bestreben, den ländlichen Raum in die Industriegesellschaft einzubinden, „[...] indem die ökonomische Rückständigkeit und das niedrige Produktionsniveau der traditionellen Landwirtschaft überwunden werden [...]. Die Industrialisierung der Landwirtschaft versprach eine Befreiung von schwerer körperlicher Arbeit, eine Ausweitung von individueller Freizeit und damit verbesserte Chancen, am gesellschaftlichen Wohlstand teilzuhaben“ (Kittel et al. 1991: 178). Auch der Historiker Roman Sandgruber berichtet von Bestrebungen der österreichischen Politik während der frühen 1950er Jahre, durch eine Steigerung des Mechanisierungsgrads die Arbeits- und Flächenproduktivität in der österreichischen Landwirtschaft zu erhöhen und somit eine Rationalisierung der landwirtschaftlichen Betriebe zu ermöglichen. Zu diesem Zweck wurden eigene Institutionen und Beratungsstellen ins Leben gerufen, Studienreisen und Kurse abgehalten sowie Pressekampagnen durchgeführt (vgl. Sandgruber 2002: 334). Aus Sicht der Bauern/Bäuerinnen sollte die Mechanisierung des Betriebes vor allem die körperliche Mühsal, die mit der händischen Arbeitsweise verbunden war, mildern sowie die Partizipation am allgemeinen Fortschrittstrend jener Zeit ermöglichen (vgl. Langthaler 2003: 695f.).

Insbesondere in Bezug auf die physische Belastung haben die Bauern und Bäuerinnen durch den vermehrten Maschineneinsatz ein beträchtliches Maß an Arbeitserleichterung erfahren.

---

<sup>94</sup> Davon weitgehend ausgenommen sind nur Bergbauern, die aufgrund der topografischen Gegebenheiten ihres Lebens- und Arbeitsumfelds viele Tätigkeiten auch heute noch in Handarbeit erledigen (müssen).

Eine Anekdote, die mir diesbezüglich ganz besonders in Erinnerung geblieben ist, stammt von Altbauer Klaus A., der mir von der mühsamen Arbeit des „Zwiebelstufens“ erzählte. Dabei mussten kleine Zwiebelhappeln einzeln händisch in den Boden gesteckt (= gestupft) werden. Diese Tätigkeit erfolgte kniend und wurde im zeitigen Frühjahr, kurz nachdem die Böden endgültig aufgetaut waren, durchgeführt. Der kalte und harte Untergrund bescherte den Bauern/Bäuerinnen stets Knieprobleme, sodass sich – wie mir Altbauer Klaus A. berichtete – die Ärzte zu jener Jahreszeit immer schon „die Hände rieben“ und in Vorfreude auf das bald steigende Einkommen „Das Zwiebelgeld gehört schon mir“ (Klaus A., 14.3.2011) zu sagen pflegten.<sup>95</sup> Heute erfolgt das Zwiebelstufen maschinell, was zu einer markanten körperlichen Entlastung und Zeitersparnis der LandwirtInnen geführt hat.

Wie groß das Ausmaß der potentiellen Arbeitserleichterung durch die Anschaffung entsprechender Maschinen eingeschätzt wurde, zeigt auch die Geschichte von Markus E. Er erzählte mir, dass der Arbeitsaufwand im Zwiebelanbau in früherer Zeit so groß war, dass er diesen Betriebszweig nach Übernahme des elterlichen Hofs ohne entsprechende Maschinen nicht fortgesetzt hätte. „Ich hab gesagt, wenn ich weiter tun soll mit dem Zwiebel, dann muss eine Maschine her. Weil anders tu ich nicht. Ich sitze ja nicht 14 Tage, 3 Wochen nur am Feld draußen“ (Markus E., 30.5.2011). Diese Arbeitserleichterung hatte jedoch ihren Preis. „So ein Ladegerät hat zu der Zeit [Anfang der 1990er Jahre – Anm. d. A.] über 200.000,- Schilling gekostet. Ich mein, das ist schon ein Wahnsinn. Und die Schneideanlage, die kommt sicher auch, wie es zu der Zeit war, auf 350.000,- Schilling“, erinnert er sich noch heute (ebd.).

Doch die Anschaffung von Maschinen brachte nicht nur Arbeitserleichterung und finanzielle Herausforderungen mit sich, sondern wirkte sich auch auf unterschiedliche Weise auf das verwendete Zwiebelsaatgut bzw. die angebauten Zwiebelsorten aus und stellt damit eine weitere, markante Veränderung des „Rahmens der Möglichkeiten“ dar. Bereits im Verlauf der ersten Interviews wurde ich auf einen möglichen Zusammenhang zwischen Mechanisierung und Zukauf von Hybridsaatgut aufmerksam. In vielen Fällen wurde von meinen GesprächspartnerInnen der Beginn des Hybrideinsatzes zeitlich in etwa mit jenem des Maschineneinsatzes gleichgesetzt. Nach Auswertung meines gesamten empirischen Datenmaterials zeigte sich, dass dieses zeitliche Zusammentreffen keinesfalls ein Zufall war, sondern dass diese beiden Entwicklungen in einem kausalen Zusammenhang zueinander standen. Während die bäuerliche Entscheidung für den Anbau von Hybridsaatgut vor Einzug

---

<sup>95</sup> Den einzigen Schutz für die Kniegelenke, den die Leute hatten, war ein zweites Paar Hosen, das sie sich anzogen.

der Maschinen mehr oder minder frei getroffen werden konnte, änderte sich diese Situation durch die Mechanisierung zusehends. Die Veränderungen, die mit dem Einsatz der Maschinen einhergingen, hatten sowohl direkte als auch indirekte Auswirkungen auf die Wahl des Saatguts. Diese Veränderungen waren:

- die Ausweitung der Anbauflächen (bei gleichzeitigem Rückgang der Arbeitskräfteanzahl);
- die Anpassung der Zwiebel an die technischen Bedingungen;
- die Ausweitung des Fortschrittgedankens auf den Saatgutsektor.

*- die Ausweitung der Anbauflächen*

Die Mechanisierung im Bereich der Zwiebelproduktion, die in Unterstinkenbrunn Anfang der 1980er Jahre begann, trug zwar dazu bei, den LandwirtInnen viele Arbeitsschritte zu erleichtern bzw. diese zu beschleunigen, gleichzeitig brachte sie aber auch beträchtliche finanzielle Belastungen mit sich. Im Sinne einer möglichst raschen Amortisierung dieser Investitionen sowie in Hinblick auf eine erhöhte Wettbewerbsfähigkeit, begannen die Zwiebelbauern/-bäuerinnen ihre Anbauflächen zu vergrößern, um dadurch ihre jährliche Erntemenge zu steigern. Außerdem wird die Anschaffung von Maschinen umso rentabler, je größer das damit zu bewältigende Arbeitsvolumen ist. So schreibt etwa auch der Historiker Ernst Langthaler mit besonderem Augenmerk auf den Traktor – dem Symbol für den landwirtschaftlichen Mechanisierungsprozess: „Die Mittel- und Großbetriebe konnten die Leistung ihrer Traktoren weit ‚ökonomischer‘ nutzen als die häufig ‚übermotorisierten‘ Zwerg- und Kleinbetriebe“ (Langthaler 2003: 695).

Die Auswertung meines Datenmaterials hat ergeben, dass die meisten Betriebe heute etwa drei- bis fünfmal so viel Zwiebel anbauen als vor der Mechanisierung. Auf einem Hof hat sich die Zwiebelanbaufläche sogar verfünzfach. Während vor Anschaffung der Maschinen zwischen 1 und 4 ha bebaut wurden, sind es heute bis zu 25 ha, wobei der Median bei 9 ha und das arithmetische Mittel bei 9,75 liegen. Wer solch große Flächen bebaut, benötigt auch eine entsprechende Menge an Saatgut. Viele LandwirtInnen konnten und/oder wollten diesen erhöhten Bedarf nicht durch eigene Saatgutvermehrung decken. Bedenkt man, dass einer der Gründe für die Anschaffung der Maschinen die Arbeitserleichterung und -beschleunigung war, würde eine drastische Erhöhung der eigenen Saatgutproduktion diesen Vorteil wieder weitestgehend zunichte machen. Erschwerend kommt hier die rückläufige Zahl an verfügbaren Arbeitskräften hinzu.<sup>96</sup> Die LandwirtInnen hatten nun nicht nur eine größere

---

<sup>96</sup> Näheres dazu siehe Kapitel 5.2.4.

Fläche zu bewirtschaften, sondern mussten dies auch mit einer geringeren Personenanzahl bewerkstelligen. Zusätzliche Zeitressourcen für eine umfangreichere Saatgutvermehrung waren hier – speziell während der sommerlichen Erntesaison – kaum noch vorhanden. Es ist vermutlich kein Zufall, dass jene Bauern und Bäuerinnen, die auch heute noch zu 100% ihren Eigenbausamen verwenden und völlig auf zugekauftes Saatgut verzichten, die kleinsten Zwiebelanbauflächen (4 bzw. 5 ha) bewirtschaften.



Zwiebel-Erntemaschine bereit für ihren Einsatz

#### *- die Anpassung der Zwiebel an die technischen Bedingungen*

Mit der Einführung der Maschinen auf den Betrieben änderten sich auch die Anforderungen, die an die Zwiebel gestellt wurden. Während bei der vorwiegend händischen Zwiebelarbeit die Happeln noch relativ vorsichtig behandelt worden sind, war dies bei der mechanischen Produktion kaum noch möglich. Maschinen haben kein „Fingerspitzengefühl“, sodass die Zwiebeln heutzutage wesentlich größeren physischen Belastungen ausgesetzt sind als früher. Dieser intensiveren Beanspruchung sind die alten Landsorten nicht gewachsen, denn – so erzählt mir Verena T.: „Der Zwiebel ist heikel. Manche Sorten vertragen das gar nicht, wenn sie von einer Maschine in eine Kiste fallen. Früher wurden sie ja einzeln mit der Hand in Kisten oder Säcke gelegt“ (Verena T., 1.3.2011).

Die Zahl der heute bei der Ernte, Reinigung und Sortierung verwendeten Maschinen ist groß. Bei der Ernte werden die Zwiebeln geschlägelt, gerodert und auf große Anhänger verladen. Am Hof angelangt, werden sie abgeladen und für die Lagerung und Vermarktung geputzt und sortiert. Dies erfolgt mithilfe der sogenannten „Zwiebelmaschine“. Ein Steigband befördert die Happeln zur ersten Station – der Schneidemaschine, wo die Zwiebeln über ein Gitter laufen und die darunter rotierenden Messer das durch einen Luftstrom angesaugte Zwiebellaub abschneiden. Kleine Happeln<sup>97</sup> fallen gleich als Ganzes durch das Gitter; sie sind aufgrund ihrer geringen Größe für den Verkauf ungeeignet. Alle anderen kommen nun auf ein Förderband und werden dort auf eventuelle Schadstellen, Krankheiten oder gröbere „Schönheitsfehler“ kontrolliert und entsprechend aussortiert. Diese Arbeit wird primär von den weiblichen Hofbewohnerinnen durchgeführt und erfordert stundenlange Konzentration. Es ist im wahrsten Sinne des Wortes eine „Fließbandarbeit“, die mir von Altbäuerin Katharina S. folgendermaßen erklärt wurde: „[...] da hinten auf dem Verlesebandl sitzen wir. Da hast du manchmal viel zu tun. [...] Denn wenn er [die Zwiebel] dürr ist, ist er schön abgeschnitten auch, aber wenn er zäh ist, hast halt schon noch öfter müssen nachputzen. Was dann zu lang ist, schneidet man dann mit der Hand weg. Und halt keinen Schlechten übersehen, weil ein faules Ei... Ja, wenn man Pech hat, fault das feucht, und dann tropft das durch und ruiniert dir einen Haufen. [...] Aber es ist schon vorgekommen, dass, wenn die Ware wirklich ganz miserabel ist, dass du wirklich gar nicht schneller fahren kannst. Dass du jeden genau „röntgen“ gar musst. [...] Man glaubt’s nicht, aber wenn man da den ganzen Tag sitzt, man übersieht was – JEDER. Da braucht nur gleich das Hirn einen Moment rasten, ist schon was durch. Ja, ja, ist nicht leicht mit der Maschine. Das ist sicher gar nicht leicht. Ich hocke ja immer noch oben, und hocke ja schon 30 Jahre oben. Da siehst du sie nicht mehr rennen – da kriegst du schon runde Augen“ (Katharina S., 14.3.2011). In einem letzten Schritt werden die Zwiebeln nun entweder zu einer Absackwaage<sup>98</sup> befördert oder fallen in eine große Holzkiste, in der sie bis zum Verkauf gelagert werden. Vor dem Verkauf werden die Happeln am Sortierband noch ein weiteres Mal genau kontrolliert, um zu gewährleisten, dass nur gesunde und den gewünschten optischen Kriterien entsprechende Ware beim Kunden einlangt. Dieses Vorgehen ist für den/die LandwirtIn eine gewisse Gradwanderung, denn „[...] je öfter du ihn [die Zwiebel] über die Maschine drüber lässt, desto schlechter ist ja das Ganze“ (Erich H., 9.4.2011). Durch die maschinelle Bearbeitung erhöht sich nicht nur die Gefahr von

---

<sup>97</sup> In diese Kategorien fallen Zwiebelhappeln mit einem Durchmesser von unter 40 mm.

<sup>98</sup> Obwohl heute eher unüblich, gibt es noch einige wenige Betriebe in Unterstinkenbrunn, die ihre Zwiebeln in kleineren Einheiten (z.B. 5 kg, 10 kg, 20 kg,...) in Säcken verpacken. Die meisten Zwiebelbauern/-bäuerinnen verkaufen ihre Ware in großen Holzkisten zu jeweils ca. 600 kg.

Druckstellen am Zwiebelfleisch, sondern insbesondere auch die des starken Schalenverlusts. Der Handel verlangt von den Bauern/Bäuerinnen Zwiebeln mit komplett geschlossener Schale<sup>99</sup>. Ist diese aufgerissen, sodass das Fruchtfleisch sichtbar wird, oder ist sie gar nicht mehr vorhanden, wird von einer „nackerten Zwiebel“ gesprochen, die somit unverkäuflich ist.

Mit Beginn der maschinellen Zwiebelproduktion mussten die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen feststellen, dass ihre bisher verwendeten Landsorten dieser neuen Art der Beanspruchung nicht gewachsen waren. Zum einen waren sie nicht robust genug, um die unsanfte mechanische Behandlung unbeschadet zu überstehen, zum anderen hatten sie oft nur eine einzige äußere Schale, die auf den Förderbändern und Gittern rasch aufriss und somit die nackte Zwiebel freilegte. Auch war die Formenvielfalt der Hofsorten für eine gleichmäßige maschinelle Bearbeitung hinderlich. Neben der Schalenfestigkeit ist daher heute auch die Form und Beschaffenheit der Zwiebel von herausragender Bedeutung. Claudia D. erläuterte mir diese Kriterien mit folgenden Worten: „Fest, dünnhalsig, möglichst rund – also nicht flach und nicht spitz. Weil ja auch das bei der Zwiebelentköpfmaschine wichtig ist – vom Sortieren her. Also möglichst rund. Da schau ich schon auf die Form, ja“ (Claudia D., 12.3.2011).

Von den heutigen Zwiebeln wird somit nicht nur verlangt, dass sie der mechanischen Beanspruchung durch die Maschinen standhalten können, sie müssen darüber hinaus auch so beschaffen sein, dass sie deren technischen Anforderungen entsprechen und somit einen störungsfreien und möglichst effizienten Arbeitsprozess gewährleisten.<sup>100</sup> Vor der Mechanisierung – so erzählte mir Altbauer Klaus A. – waren die Form und die mangelnde Schalenfestigkeit kein Problem. Damals hat er sogar „nackerte“ Happeln für die Saatgutvermehrung verwendet. Heute wäre das undenkbar (vgl. Klaus A., 14.3.2011). Da die eigenen Hofsorten den neuen Ansprüchen häufig nicht gerecht wurden, sahen sich die LandwirtInnen nach Alternativen um und wurden in den Produktkatalogen der großen Saatgutfirmen fündig. Diese hatten auf dieses neu entstandene Bedürfnis bereits reagiert und maschinengeeignete Zwiebelsorten entwickelt, die darüber hinaus auch höhere Ernteerträge als die Landsorten versprachen. Diese Entwicklung, die der Historiker Frank Uekötter als „technikgerechte Gestaltung der Landarbeit“ (Uekötter 2010: 340) bezeichnet, ist kein ausschließlich auf den Zwiebelanbau beschränktes Phänomen. Günther Pacyna hat sich in

---

<sup>99</sup> Mit „Schale“ sind die dünnen, eingetrockneten Hüllblätter gemeint.

<sup>100</sup> Die Formkriterien von Claudia D. rühren zum Beispiel daher, dass flache oder spitze Zwiebelhappeln auf dem Gitter der Entköpfmaschine oft nicht richtig zu Liegen kommen und das Laub daher nicht oder nur teilweise abgeschnitten werden kann. Bei runden Zwiebeln gibt es dieses Problem nicht.

seinem bereits 1958 erschienen Buch *Agrarfabriken oder Bauernhöfe?* sehr kritisch mit dieser Thematik auseinander gesetzt. Er erkannte schon damals – zu einer Zeit als die Mechanisierung der Landwirtschaft im Vergleich zu heute noch in ihren sprichwörtlichen „Kinderschuhen“ steckte, die Forderung an die agrarische Produktionsausrichtung, sich dem „Diktat der technischen Gegebenheiten“ (Pacyna 1958: 279) zu fügen. „So greift heute die Züchtung ganz bewusst in den Lebenskern, in die innerste Zelle, in die Chromosomen, ordnet die Erbmasse um, verändert sie durch chemische oder physikalische Eingriffe, nimmt künstliche Geschlechtsveränderungen vor, versucht, bestimmte Eigenschaften durch Bastardisierung oder konsequenter Inzucht möglichst zu steigern, auch wenn damit Verkrüppelungen in anderer Beziehung in Kauf genommen werden müssen, und das alles, um Pflanze und Tier den menschlichen Wünschen nach Belieben anzupassen“ (ebd.: 285f.).

Auch wenn sich seit dem Beginn der Mechanisierung eine stetig wachsende Zahl von Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen aus o.a. Gründen für die Strategie des Zukaufs von Hybridsaatgut entschieden hat, so bedeutet das nicht, dass dies die einzig mögliche Entscheidungsmöglichkeit war. Alle LandwirtInnen arbeiten mit Maschinen, aber nicht alle verwenden Hybridsaatgut. Während der Zukauf von F1-Sorten eine rasche Lösung des technikbedingten Problems darstellte, setzten manche Bauern/Bäuerinnen auf einen langwierigeren Ansatz: sie nahmen die Züchtungsarbeit selbst in die Hand. Durch konsequente Selektionsarbeit wurden nur noch besonders robuste, schalenfeste und formschöne Zwiebelhappeln vermehrt. Mittlerweile stehen diese Hofsorten den Hybridzwiebeln in puncto Festigkeit und Schalenanzahl in nichts mehr nach und sind somit gleichermaßen gut für die maschinelle Bearbeitung geeignet. Diese Arbeit erfordert zwar viel Geduld, und ein zufriedenstellendes Ergebnis lässt oft mehrere Jahre auf sich warten, dennoch haben einige Bauern/Bäuerinnen diesen Weg gewählt, weil er ihnen als „sinnhafter“ erscheint.

#### *- die Ausweitung des Fortschrittgedankens auf den Saatgutsektor*

In meinen bisherigen Ausführungen über den Zusammenhang zwischen Mechanisierung und Saatgutzukauf lag der Fokus vorrangig auf Einflüssen und Notwendigkeiten, die von außen an den einzelnen Bauern/die einzelne Bäuerin herangetragen wurden. Es gibt aber noch eine weitere Verbindung, die allerdings in diesem Fall vom Landwirt<sup>101</sup> selbst ausgeht. Ich nenne

---

<sup>101</sup> Ich verwende in diesem Fall ganz bewusst nur die maskuline Wortform, da meine weiblichen Gesprächspartner keine Aussagen zu diesem Themenbereich machten. Es erscheint durchaus klischeehaft, dass anscheinend nur die Männer von technologischen Fortschrittsgedanken in ihrer Entscheidungsfindung beeinflusst werden. Bei den Bäuerinnen konnte ich jedoch tatsächlich keinerlei Tendenzen in diese Richtung feststellen.

sie die *Ausweitung des Fortschrittgedankens*. Die Anschaffung von Maschinen bedeutet nicht nur Arbeitserleichterung und -beschleunigung, sondern wird darüber hinaus aus gesellschaftspolitischer Perspektive auch mit Begriffen wie „Modernität“ und „Fortschrittlichkeit“ durchaus positiv assoziiert. Einige Zwiebelbauern wollen diese „Fortschrittlichkeit“ jedoch nicht allein auf den Maschinensektor beschränkt sehen, sondern verfolgen sie in allen Betriebsbereichen. Dazu gehören unter anderem auch Düngemittel, Biozide und Saatgut. So meinte etwa Biobauer Markus E., dass viele Zwiebelbauern die regionalen Landsorten als „altmodisch“ betrachten, Hybridsorten hingegen bedeuten „Fortschritt“. Schon allein aus diesem Grund sei seiner Ansicht nach der Anbau von Eigenhofsorten rückläufig (vgl. Markus E., 18.1.2011). Dass diese Vermutung durchaus begründet ist, erfahre ich im Gespräch mit Claudia D. Sie berichtete von ihrem ersten Probeanbau einer neuen Hybridsorte im vorigen Jahr und schilderte die Begeisterung ihres Mannes mit folgenden Worten: „Wie der *Crockett*<sup>102</sup> dann so schön war, da hat er gleich gesagt: ‚Nein, wir bauen keinen *Gelben Laaer* mehr. Wir müssen auch umsteigen, weil sonst sind wir nicht mehr up to date‘“ (Claudia D., 12.3.2011). Wie dieses Zitat zeigt, waren für die Entscheidung zugunsten der Hybridsorte nicht ausschließlich deren Qualitätsmerkmale ausschlaggebend, sondern der damit verbundene Ausdruck von Modernität bzw. eines „Mit-der-Zeit-Gehens“.

Am offensichtlichsten wurde für mich dieser Zusammenhang zwischen Maschinen, Saatgut und Fortschrittsgedanken als ein Jungbauer auf den hohen Technisierungsgrad der Hybridsamen-Herstellung zu sprechen kam. Bei der Besichtigung einer holländischen Saatgutfirma hatte er sich davon selbst ein Bild machen können. Er erzählte von einem „riesigen Labor“ und dem „immensen Aufwand“, der betrieben wurde. Das dort hergestellte Saatgut wäre ein wahres „Hightech-Produkt“. Es wird kalibriert, d.h. alle Samenkörner haben eine einheitliche Größe, und gebeizt. Darüber hinaus erreichen Hybridsaaten mittlerweile eine Keimquote von 99% (vgl. Bernhard J., 10.4.2011). Auch Sebastian S. schwört auf das gekaufte „Präzisionskorn“. Für ihn ist es nicht ganz nachvollziehbar, dass andere Zwiebelbauern/-bäuerinnen nach wie vor ihren deutlich „unberechenbareren“ Eigenbausamen verwenden. „Da kaufst du eine Präzisionssämaschine, wo du auf den Zentimeter genau runter kommst, oder den Millimeter schon, und nachher tust du ein Saatgut rein vom eigenen?“ (Sebastian S., 10.4.2011). Sebastian S. sieht in der Verwendung von Hybridsamen die konsequente Fortsetzung der mit der Mechanisierung begonnenen agrarischen

---

<sup>102</sup> „*Crockett*“ ist der Name der Hybridzwiebelsorte.

Fortschrittsbewegung. Dies soll nicht bedeuten, dass diese Sichtweise für sich alleine ausgereicht hätte, um einen Umstieg auf Hybridsaatgut zu veranlassen. Jedoch stellt sie, gepaart mit der Notwendigkeit, die Zwiebel an die neuen maschinenbedingten Anforderungen anzupassen, ein verstärkendes Argument in diese Richtung dar.

#### *5.2.4. Vom Schwinden der Arbeitskräfte*

Eine weitere Rahmenbedingung, die sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte massiv verändert hat, ist die Anzahl der verfügbaren Arbeitskräfte in der Landwirtschaft. Während in früherer Zeit durchaus zehn oder noch mehr Personen für die Feld- und Hofarbeit vorhanden waren, sind es auf den meisten Unterstinkenbrunner Zwiebelbetrieben heute nur noch zwei, die die Hauptarbeit leisten – der Bauer und die Bäuerin. Die Gründe für den Arbeitskräfterrückgang im primären Wirtschaftssektor sind vielfältig. Zum Tragen kommen hier neben der unterschiedlichen Verfügbarkeit von Arbeitsplätzen sowohl demografische als auch ideologische und technologische Aspekte.

#### *- unterschiedliche Verfügbarkeit von Arbeitsplätzen*

Eine ganzjährig gleichmäßige Auslastung landwirtschaftlicher Arbeitskräfte ist kaum möglich. Zu unterschiedlich sind die anfallenden Tätigkeiten sowie deren jeweilige Dringlichkeit und Wetterabhängigkeit. Arbeitsintensive Phasen wechseln sich mit Zeiten relativ geringen Arbeitsaufkommens ab. „Der Arbeitsanfall in der Landwirtschaft“ – so der Historiker Roman Sandgruber – „ist stark saisonabhängig. Die Arbeitsintensität schwankt“ (Sandgruber 2002: 289). Während in Unterstinkenbrunn insbesondere während der Vegetationsperiode und Erntezeit zusätzliche helfende Hände immer wieder benötigt werden<sup>103</sup>, ist das Arbeitsaufkommen in den Wintermonaten deutlich reduziert und reicht gerade einmal für das Betriebsleiterpaar. Die Anzahl der in der Landwirtschaft verfügbaren Arbeitsplätze schwankt somit im Verlauf eines Jahres sehr stark, weshalb dieser Wirtschaftszweig nur wenigen Personen eines landwirtschaftlichen Haushalts einen ganzjährig gesicherten Posten – und somit eine Einkommensquelle – bietet. Haushaltsmitglieder, denen der Betrieb keine ganzjährige Beschäftigung ermöglichen kann, müssen sich daher um eine betriebsexterne Anstellung umsehen.

---

<sup>103</sup> Zumeist stammen diese Helfer aus dem eigenen Familienkreis, wie z.B. die pensionierten (Schwieger)Eltern oder die bereits erwachsenen Kinder. Nur bei zwei Betrieben werden auch heute noch Tagelöhner zur Bewältigung von „Arbeitsspitzen“ eingesetzt.

- *demografische Aspekte*

Wie in vielen Weinviertler Gemeinden, ist auch die Bevölkerungszahl von Unterstinkenbrunn seit den 1950er Jahren kontinuierlich gesunken. Hatte der Ort im Jahr 1951 noch 752 Einwohner, so sind es heute nur noch 579. Interessanterweise ist diese Reduzierung nicht – wie in vielen anderen Gemeinden üblich – in einem Geburtenrückgang begründet, sondern resultiert fast ausschließlich aus einer verstärkten Abwanderung (vgl. Website Statistik Austria 2011). Der mit dem Schlagwort „Landflucht“ bezeichnete Prozess der ländlichen Entvölkerung durch Abwanderung in die Städte führte österreichweit zu einer Reduzierung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeitskräfte von 1,1 Millionen im Jahr 1951 auf rund 170 000 im Jahr 2009. Damit sank der Agraranteil an den Erwerbstätigen von 32,6% (1951) auf 4,7% (2009) (vgl. Sandgruber 2002: 264 sowie Lebensministerium 2010c: 226). Die Stadt lockt auch heute noch Bewohner ländlicher Gebiete durch unterschiedliche *Pull-Faktoren*, wie insbesondere infrastrukturellen Annehmlichkeiten, einem potentiell großen Ausbildungs- und Arbeitsplatzangebot sowie einem höheren Lohnniveau. Der bereits angesprochene Aspekt der nur eingeschränkt verfügbaren, ganzjährigen Arbeitsplätze im landwirtschaftlichen Bereich sowie die Tatsache, dass es üblicherweise nur einen Hoferben pro Generation gibt (unabhängig von der Kinderanzahl), wirken zusätzlich auf jene Familienmitglieder, die eine berufliche Zukunft abseits des landwirtschaftlichen Betriebes suchen (müssen) als *Push-Faktoren*, die eine Abwanderung in die Stadt begünstigen.<sup>104</sup> Auch die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus ist der Ansicht, dass Abwanderung bzw. „Landflucht“ nicht ausschließlich als „Flucht“ vor einer „tatsächlichen wirtschaftlichen Notsituation“ (Greverus 1989: 250) zu interpretieren ist. Vielmehr muss sie in Zusammenhang mit einem allgemein stattfindenden Wertewandel innerhalb des bäuerlichen Lebensfeldes betrachtet werden. „Zu diesen [zunehmend angestrebten] Werten gehörten vor allem: saubere Arbeit und der geregelte 8-Stunden Tag, bezahler [sic] Urlaub, höhere Bildung, höherer Freizeit- und Warenangebotskonsum, bessere Dienstleistungen, größerer Wohnkomfort und individuelle Freiheit des einzelnen und der Kleinfamilie gegenüber Ansprüchen von Nachbarschaft und erweiterter ländlicher Familien“ (ebd.). Nicht jedes Mitglied eines bäuerlichen Familienverbandes will in die beruflichen Fußstapfen seiner Vorfahren treten. Zu groß sind die physischen Anforderungen der Landwirtschaft, zu verlockend die (zumindest

---

<sup>104</sup> Ein weiteres Phänomen der ländlichen Gesellschaft ist das „Pendeln“. Wenn der Hauptwohnsitz in einer ländlichen Region verbleiben soll, es aber vor Ort keine entsprechenden Arbeitsmöglichkeiten gibt, muss diese woanders – zumeist in mehr oder weniger nahe liegenden Städten – gesucht werden (vgl. Bruckmüller 2002: 413). Statistische Daten über den Anteil an PendlerInnen innerhalb der Unterstinkenbrunner Bevölkerung liegen mir allerdings nicht vor.

vermeintlichen) Annehmlichkeiten des Stadtlebens und zu vielfältig die beruflichen Möglichkeiten, aus denen heutzutage ausgewählt werden kann.<sup>105</sup>

*- ideologische Aspekte*

Der Wertewandel schlägt sich jedoch nicht nur in einer gesteigerten Landflucht nieder, sondern bedingt auch, dass zunehmend mehr Haushaltsmitglieder nicht mehr am bäuerlichen Produktionsprozess teilnehmen möchten und – im Falle von Kindern – auch nicht mehr dürfen. So ist es heute beispielsweise keineswegs mehr selbstverständlich, dass die Ehefrau oder Lebensgefährtin eines Landwirts ihren erlernten Beruf gegen den der Bäuerin eintauscht (vgl. Bruckmüller 2002: 433f.). Bruckmüller spricht von einer veränderten „Rolle der Frauen“ und meint: „Während sich in der ‚alten‘ Gesellschaft die Mädchen darum gerissen haben, einen Bauern zu heiraten, machen sie sich heute gerne rar: Nicht selten bekommt ein junger Bauer nur dann noch eine Frau, wenn er akzeptiert, dass sie nicht in den Stall geht und weiterhin ihrem eigenen Beruf nachgeht“ (ebd.: 423). Auch wenn dies auf den Unterstinkenbrunner Zwiebelbetrieben bis jetzt eher die Ausnahme darstellt, so gibt es mittlerweile auch hier schon einige Jungbauernfamilien, bei denen die Ehefrau ihren Arbeitsplatz abseits des landwirtschaftlichen Betriebes hat. Diese Entwicklung führt dazu, dass die betroffenen Jungbauern einer völlig neuen Situation gegenüber stehen, denn bis zur unmittelbar vorangegangenen Generation stand es außer Frage, dass die Ehefrau tatkräftig am Hof mithilft. Sie sind daher gezwungen, sich neue Strategien hinsichtlich der Arbeitsbewältigung zu überlegen.<sup>106</sup>

Auch die ehemals übliche Mitarbeit der Kinder ist mittlerweile nicht nur per Gesetz verboten, sondern entspricht auch keineswegs mehr den heutigen Wert- und Moralvorstellungen (vgl. Ehmer 2008: 24f.). Früher waren die Nachkommen in erster Linie Arbeitskräfte. „[N]ur wenn sie fehlten, wurden Dienstboten eingestellt“ (Bruckmüller 2002: 435). Durch die vom Gesetzgeber eingerichtete „Schulbesuchserleichterung“ konnten Kinder ab einem Alter von zwölf Jahren für die Zeit vom 1. Mai bis Ende Oktober von der Schule freigestellt werden (vgl. ebd.: 440). Auch in Unterstinkenbrunn war dies seinerzeit üblich, wie mir Hilde und Erika N. aus eigener Erfahrung berichteten (vgl. Hilde und Erika N., 14.3.2011), und einige meiner ältesten Interviewpartner mussten ihre Schulzeit bereits sogar nach der Volksschule

---

<sup>105</sup> Die individuellen Gründe gegen den Verbleib im bäuerlichen Betrieb sind mannigfaltig und selbstverständlich komplexer als ich sie hier beschreibe. Eine umfassende Darstellung dieses Themenbereichs ist jedoch im Rahmen dieser Diplomarbeit nicht möglich.

<sup>106</sup> Im Fall von drei betroffenen Jungbauern gibt es bereits erste Versuche, durch Arbeitsteilung eine Reduzierung des individuellen Arbeitszeitbedarfs zu erreichen (vgl. Sebastian S., 10.4.2011).

beenden, um am elterlichen Hof mitzuarbeiten. Eine große Kinderschar resultierte daher automatisch in einer größeren Anzahl potentiell verfügbarer und „leistbarer“ Arbeitskräfte – wengleich auch in einer größeren Zahl „zu füllender Bäuche“. Obwohl es in Unterstinkenbrunn auch heute noch einige Familien mit vier oder fünf Kindern gibt, so können sich letztere mittlerweile uneingeschränkt ihrer Schulausbildung widmen. Eine kurzfristige Mithilfe am Hof wird nur noch in Ausnahmefällen und auf Freiwilligenbasis von sich bereits im Jugendalter befindenden „Kindern“ erbeten.

*- technologische Aspekte*

Nicht immer ist es jedoch eine Frage des Wollens, die darüber entscheidet, ob die individuelle berufliche Zukunft in der Landwirtschaft liegt, sondern auch eine Frage des Könnens. Damit spiele ich nicht auf die persönliche Befähigung für diesen Beruf an (obwohl die selbstverständlich auch eine wichtige Voraussetzung darstellt), als vielmehr auf den bereits weiter oben angesprochenen tatsächlichen Bedarf an landwirtschaftlichen ProduzentInnen und das damit verbundene Beschäftigungsangebot. Technologische Entwicklungen haben dazu geführt, dass für die Verrichtung von landwirtschaftlichen Tätigkeiten eine stetig sinkende Anzahl an Arbeitsstunden aufzuwenden ist. So legt Sandgruber etwa bei einer Auflistung der notwendigen Arbeitsstunden pro Hektar bei der Getreideernte mittels unterschiedlicher Geräte bzw. Maschinen dar, dass sich diese von 143,3 bei der Sensenmähd auf 43,6 beim Mähen mit dem Bindemäher und auf nur noch 0,5 bis 1 Arbeitsstunde beim heute üblichen Mähdrusch verringert haben (vgl. Sandgruber 2002: 336). Daraus folgt, dass je weniger Arbeitsstunden in einem landwirtschaftlichen Betrieb anfallen, desto weniger Arbeitskräfte sind grundsätzlich notwendig, um diese zu verrichten. Dies soll zwar nicht darüber hinweg täuschen, dass trotz des verstärkten Maschineneinsatzes auch heute noch „[...] manuelle Arbeit ein wesentlicher Bestandteil bäuerlicher Arbeit [ist]“ (ebd.: 338), dennoch hat die Mechanisierung, gepaart mit weiteren landwirtschaftlichen Intensivierungs- und Rationalisierungsmaßnahmen<sup>107</sup>, zu einer sukzessiven Steigerung der Arbeitsproduktivität geführt. Den Ausführungen von Sandgruber zufolge erzeugte ein Beschäftigter in der österreichischen Landwirtschaft um die Jahrhundertwende „[...] den Nahrungsmittelbedarf von zwei Menschen, um 1950 von etwa fünf Personen. Bis 1970 stieg diese Relation auf etwa 1 : 16, 1987 auf 1 : 37 und 1998 erreichte sie ein Verhältnis von etwa 1 Person zu 60 bis 70 Personen“ (ebd.: 195). Greverus

---

<sup>107</sup> Sandgruber führt hierzu u.a. den Einsatz von Mineraldüngern, Pflanzenschutz- und neuen Konservierungsmitteln an sowie biologische Fortschritte in der Pflanzenzüchtung, Strukturverbesserungen aufgrund von Besitzaufstockungen und Grundstückszusammenlegungen als auch moderne Vermarktungs- und Betriebsorganisationsformen (vgl. Sandgruber 2002: 198).

spricht in diesem Zusammenhang von einer „Rationalisierung der Landwirtschaft“, in deren Zuge „eine arbeitsintensive durch eine kapitalintensive Wirtschaftsweise abgelöst wurde“ (Greverus 1989: 250).

Die Analyse meines empirischen Datenmaterials hat gezeigt, dass sich der Arbeitskräfterrückgang in Unterstinkenbrunn in dreierlei Hinsicht zugunsten eines Umstiegs von Eigenbausamen auf Hybridsaatgut ausgewirkt hat. Der erste und am häufigsten genannte Aspekt ist der *Mangel an Zeit*<sup>108</sup>. Saatgutvermehrung erledigt sich nicht von alleine. Wie ich in Kapitel 5.2.1. ausführlich geschildert habe, sind mehrere Arbeitsschritte über das ganze Jahr verteilt notwendig, um einen sowohl qualitativ als auch quantitativ zufriedenstellenden Saatgutvorrat produzieren zu können. Während der zeitliche Aufwand bei anderen Tätigkeiten durch den fortschreitenden Maschineneinsatz sukzessive reduziert werden konnte, war dies im Bereich Saatgutvermehrung nur begrenzt der Fall. Viele Arbeitsschritte werden hier heute noch händisch bzw. mit denselben Hilfsmitteln wie in der Nachkriegszeit durchgeführt. Daraus ergibt sich, dass durch die Produktivitätssteigerung in anderen Bereichen, der zeitliche Arbeitsaufwand für die Saatgutherstellung in Relation dazu gestiegen ist. Zeit ist auch für LandwirtInnen speziell während der Frühlings- und Sommermonate ein rares und daher wertvolles Gut, mit dem es hauszuhalten gilt. Eine Schätzung, die Zwiebelbauer Peter F. im Zuge des Interviews durchgeführt hat, ergab, dass er für die Produktion von 20 kg Saatgut etwa 47 Arbeitsstunden benötigt (vgl. Peter F., 26.2.2011). Dies entspricht somit einer knappen Arbeitswoche. Im Unterschied dazu erfordert die Bestellung von Hybridsaatgut nur einen kurzen Anruf bei einer Saatgutfirma. Erschwerend kommt hinzu, dass einige für die Samenproduktion notwendige Tätigkeiten sich zeitlich mit der Getreideernte überschneiden und darüber hinaus auch nur bei trockener Witterung durchgeführt werden können. So ist etwa das Zeitfenster für die Zwiebelsamenernte sehr klein. Es beträgt nur wenige Tage. Schafft es der/die LandwirtIn nicht, die Samendolden rechtzeitig zu ernten, säen sich die Zwiebeln an Ort und Stelle selbst aus, und die Samen sind für die nächstjährige Aussaat verloren. Solange mehrere Personen im Betrieb mithelfen, ist es eher möglich, diese akuten Arbeitsspitzen, wie sie speziell in den Sommermonaten vorkommen, zu bewältigen. Bei nur zwei am Hof befindlichen Arbeitskräften – eine Situation, die heutzutage auch in Unterstinkenbrunn vermehrt vorkommt – ist dies kaum mehr machbar, wie es Peter F. mit folgendem Zitat treffend auf den Punkt bringt: „Früher sind ja so viele Leute herum gerannt auf jedem Bauernhof. Jetzt rennt ja nur mehr einer oder zwei rum – und früher waren's fünf

---

<sup>108</sup> Siehe ergänzend hierzu meine Anmerkungen unter Fußnote 125.

oder sechs. Und da ist ja die Arbeit schon aufgeteilt worden. Und immer, wenn wer krank war, hat's wer anderer gemacht. Aber wenn ich jetzt krank werde... Unsere Buben gehen in die Arbeit, da ist es nicht mehr so einfach. Jeder kann nicht mehr alles. Und so geht's bei allen Leuten“ (Peter F., 26.2.2011). Das Einstellen von landwirtschaftlichen Hilfskräften, wie es früher in Form von Tagelöhnern üblich war, ist heute aufgrund der im Verhältnis zum Produktpreis gestiegenen Lohnkosten nicht mehr rentabel. Nur zwei der 15 gegenwärtig noch aktiven Zwiebelbetriebe in Unterstinkenbrunn beschäftigen tschechische Saisonarbeiter zur Bewältigung von Arbeitsspitzen.

Der zweite Aspekt ist der *Mangel an Erfahrungswissen*. Während für frühere Generationen von Zwiebelbauern/-bäuerinnen das Wissen um die eigenständige Saatgutvermehrung noch essentiell und auch den Kindern, durch deren Involvierung in den Arbeitsprozess, bekannt war, verlor es mit der Möglichkeit des externen Saatgutzukaufs zunehmend an Bedeutung. Man war nun nicht mehr im gleichen Maße vom Erfolg der eigenen Samenernte abhängig, sodass die Notwendigkeit, sich das für die eigenständige Saatgutproduktion erforderliche Expertenwissen anzueignen, zusehends verloren ging. Die meisten Jungbauern/-bäuerinnen überließen daher auch nach der Hofübernahme diesen Tätigkeitsbereich ihren Eltern. Wenn diese schließlich alters- oder krankheitsbedingt als Arbeitskräfte aus dem Betrieb ausschieden, fehlte es den Jungen nicht nur an den notwendigen Zeitressourcen, sondern zum Teil auch am entsprechenden praktischen Erfahrungswissen, was ein Ende der eigenständigen Saatgutvermehrung wahrscheinlicher werden ließ. Dieser Prozess hält bis heute an. Auf meine Frage, ob er von seinen Eltern die eigenständige Saatguterzeugung gelernt hätte, antwortete Jungbauer Erich H.: „Naja, sagen wir so, gelernt... Das machen immer noch meine Eltern. Wenn die nicht mehr können, werde ich auch einmal aufhören mit dem“ (Erich H., 9.4.2011).

Unmittelbar damit verbunden ist der dritte Aspekt, den ich *Mangel an Interesse* nenne. Die Tatsache, dass in fast allen Betrieben, wo ein oder beide Elternteile noch aktiv mitarbeiten, die Saatgutvermehrung primär von der älteren Generation durchgeführt wird, lässt vermuten, dass es sich hierbei um eine Art „lebensabschnittsabhängige Tätigkeit“ handelt.<sup>109</sup> Mit diesem Begriff möchte ich zum Ausdruck bringen, dass Menschen in Abhängigkeit von ihrem aktuellen Lebensabschnitt, unterschiedliche Tätigkeiten verrichten. Dies kann sowohl aufgrund einer externen Norm erfolgen – Personen *sollen/müssen* je nach Lebensabschnitt bestimmte Dinge tun, oder aber auch aufgrund individueller Präferenzen – Personen *wollen* je

---

<sup>109</sup> Für weiterführende Ausführungen zum Themenbereich „Arbeit im Lebenszyklus“ siehe Ehmer 2008.

nach Lebensabschnitt bestimmte Dinge tun. Meine empirischen Daten weisen darauf hin, dass es insbesondere die älteren Familienmitglieder sind, welche das für die Saatgutvermehrung erforderliche „Gespür“ sowie die dazu notwendige „Liebe und Muße“ besitzen. So erzählte mir beispielsweise Gerhard F.: „Die Keimprobe wird immer von der Oma durchgeführt. Die hat die meiste Geduld dafür“ (Gerhard F., 13.3.2011).

Wie diese Ausführungen zeigen, kommt der Elterngeneration in Bezug auf die Aufrechterhaltung des landwirtschaftlichen Betriebes sowohl hinsichtlich ihrer physischen Arbeitskraft als auch ihres Erfahrungswissens eine bedeutende Rolle zu. Die Jungbauern/-bäuerinnen sind sich dieser Tatsache sehr wohl bewusst und suchen bereits jetzt schon nach Wegen, wie sie auch nach dem endgültigen Ausscheiden der Eltern aus dem aktiven Arbeitsleben, den Betrieb gewinnbringend aufrechterhalten können. Einige betreiben daher heute schon Arbeits- und Maschinenteilung mit anderen Betrieben, um sowohl zeitliche als auch finanzielle Ressourcen einzusparen. Jungbauer Sebastian S. meinte über die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit mit anderen Zwiebelbauern: „Ich seh ja, meine Eltern sind jetzt 65 Jahre. Die tun mir jetzt nicht mehr alles. Klar, die wollen auch einmal [aufhören zu arbeiten]. Und wenn wir das weiter machen wollen, müssen wir halt zusammenarbeiten. Und ich sag, wir sollten jetzt schon einmal langsam damit anfangen, weil von einem Tag auf den anderen geht es nicht“ (Sebastian S., 10.4.2011). Aus diesem Grund versuchen auch heute schon einige LandwirtInnen, Arbeitsprozesse so effizient wie möglich zu gestalten und potentielle, sich durch eine überbetriebliche Zusammenarbeit ergebende Synergieeffekte auszuloten. Tätigkeiten, die nicht unbedingt erforderlich sind, werden unterlassen. In diese Kategorie fällt die eigene Saatgutvermehrung. Die Möglichkeit des Zukaufs von Samen macht ein Festhalten am „Eigenbauzwiebel“ insbesondere in den Augen der Jungbauern/-bäuerinnen überflüssig. Der Umstieg auf zugekauftes Hybridsaatgut ist somit eine Option, den durch den Arbeitskräfterrückgang bedingten Wegfall von Zeitressourcen und Erfahrungswissen zumindest teilweise wieder auszugleichen.

#### *5.2.5. Von der Quantität und Qualität des Bodens*

„Boden“, so schreiben Guntram Alge et al., ist „unsere Lebensgrundlage“ (Alge et al. 1992: 23). Ohne ihn sind weder Ackerbau noch Viehzucht möglich. Fruchtbare Boden ist das primäre landwirtschaftliche Produktionsmittel. Eine bäuerliche Existenz ist ohne ihn schwer

vorstellbar.<sup>110</sup> Entsprechend sorgsam sind Bauern und Bäuerinnen daher stets mit ihm umgegangen – mit dem Ziel, ihn auch für nachfolgende Generationen zu erhalten (vgl. Lehner 2008: 62f.). Doch im Zuge einer zunehmenden Rationalisierung und Kapitalisierung der Landwirtschaft wurde das ökonomische Kalkül über das ökologische gestellt. Eine langfristige Perspektive zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit musste in vielen Fällen einer kurzfristigen Perspektive zur Profitmaximierung weichen (vgl. Kittel et al. 1991: 66f.). Auch in Unterstinkenbrunn hat in den letzten Jahrzehnten eine Umstellung von diversifizierten Mischbetrieben, mit auf Kreisläufen beruhenden Produktionsprozessen, hin zu zunehmend spezialisierter werdenden Ackerbaubetrieben, mit einer linear ausgerichteten Produktionsweise, stattgefunden. Den „Spielregeln der Freien Marktwirtschaft“ unterworfen und vom Dogma „wachsen oder weichen“<sup>111</sup> beeinflusst, sind die LandwirtInnen heute in gesteigertem Maße von der Quantität und der Qualität des von ihnen bewirtschafteten Bodens abhängig. Da jedoch mittlerweile diese beiden Bodenkriterien den an sie gestellten, ständig wachsenden Anforderungen zum Teil nicht mehr gerecht werden, versuchen die Zwiebelbauern/-bäuerinnen – wie ich gleich näher erläutern werde – unter anderem durch den Zukauf von Hybridsaatgut, diese „Mankos“ hinsichtlich Bodenquantität und -qualität auszugleichen.

*- das Quantitätskriterium: die Landverfügbarkeit*

Im Vergleich zu vielen anderen niederösterreichischen Landwirtschaftsbetrieben, verfügen die Bauern/Bäuerinnen von Unterstinkenbrunn über überdurchschnittlich große Ackerflächen. Wie sich aus der Auswertung meines Datenmaterials ergab, lag hier in den 1960er/70er Jahren die vorherrschende Betriebsgröße zwischen 20 und 40 ha, während gemäß einer Auswertung in *Der Grüne Bericht 2010* in Niederösterreich zu jener Zeit vor allem Kleinstbetriebe dominierten, welche maximal 5 ha Land bewirtschafteten (vgl. Amt der NÖ

---

<sup>110</sup> Wie bereits an anderer Stelle erwähnt wurde, wird das Produktionsmittel „fruchtbarer Boden“ mittlerweile in einigen Gemüseanbaugebieten (z.B. dem spanischen Almeria) durch den Einsatz von bestimmten Nährlösungen ersetzt.

<sup>111</sup> Der Leitsatz „wachse oder weiche“ geht auf den sogenannten „Mansholt-Plan“ von 1968 zurück. Der von dem damaligen Vizepräsidenten der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), Sicco Mansholt, erstellte Plan, sah einen massiven Konzentrationsprozess innerhalb der Agrarwirtschaft vor. Mansholt bezweckte damit eine generelle Abkehr der EWG von der bis dato praktizierten Preisstützungspolitik und eine Hinwendung zu einer agrarischen Strukturpolitik. Kern dieses Wandels sollte die Auflösung kleiner, wirtschaftlich schwacher Betriebe bei gleichzeitiger Bildung großer, marktstarker Betriebe sein. Obwohl der „Mansholt-Plan“ aufgrund seiner Radikalität in dem durch seine klein- und mittelbäuerliche Betriebsstruktur geprägten Österreich auf Widerstand stieß, kam es dennoch zu einer Etablierung des Leitsatzes „wachse oder weiche“, der eine Entwicklungstendenz in Richtung Betriebsvergrößerung unterstützte (vgl. Hanisch 2002: 34 sowie Hopp et al. 2010: 105). Für eine sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem damit zusammenhängenden Phänomen „Betriebsaufgabe“ siehe Groier 2004.

Landesregierung 2010: 11)<sup>112</sup>. Erklären lässt sich dieser Umstand durch die im Laaer Becken vorherrschenden geografischen Gegebenheiten. Weite, ebene Flächen, wie sie nördlich von Unterstinkenbrunn zu finden sind, lassen sich leichter bearbeiten als jene in hügeligem bis steilem Terrain und begünstigen dadurch die Entwicklung großflächiger Betriebe. Durch die Einführung von landwirtschaftlichen Maschinen wurde dieser reliefbedingte Vorteil noch weiter vergrößert. Heute beträgt die durchschnittliche Gesamtbetriebsgröße der Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen rund 60 ha, wobei das Spektrum dabei von 35 ha bis 106 ha reicht. Weiteres Wachstum wird von vielen angestrebt, ist aber kaum noch möglich. Da fruchtbares Ackerland eine begrenzte Ressource ist, kann es nicht beliebig vermehrt werden. Eine Betriebsvergrößerung – sei es durch Kauf oder Pacht – ist nur dann möglich, wenn eine andere Landwirtschaft aufgelöst wird. Das Weichen der einen ermöglicht somit das Wachsen der anderen. Wie begehrt solche plötzlich verfügbar werdenden Flächen bei den Unterstinkenbrunner LandwirtInnen sind, brachte Markus E. anschaulich auf den Punkt, als er meinte: „Momentan ist sicher eine Krise da, wenn wo einer verpachtet. Da rennen’s“ (Markus E., 30.5.2011).

Da, wie diese Ausführungen zeigen, eine Ertragssteigerung über Flächenvergrößerung nur in Ausnahmefällen möglich ist, sehen sich die Zwiebelbauern/-bäuerinnen gezwungen, andere Strategien zu wählen, um weiterhin erfolgreich wirtschaften zu können. Bezogen auf das Saatgut bedeutete dies in der Vergangenheit häufig den Umstieg auf Hohertrag- bzw. Hybridsorten. Unter „idealen“ Bedingungen<sup>113</sup> – in diesem Punkt sind sich alle befragten LandwirtInnen einig – kann mit F1-Sorten eine deutlich höhere<sup>114</sup> Ernte erzielt werden als mit den regionalen Land- oder konventionell gezüchteten Zwiebelsorten. Neben dem durch den Heterosiseffekt<sup>115</sup> bedingten Mehrertrag nannten meine InformantInnen noch weitere Eigenschaften von Hybridsorten, die eine Produktivitätssteigerung bei gleichbleibender Ackerfläche ermöglichen. Eine davon ist die fast 100%ige Keimrate. Da so gut wie alle gesäten Samen aufgehen, kann eine optimale Flächennutzung erreicht werden. Ebenfalls positiv erwähnt wurde die größere Triebkraft des Hybridkeimlings. Diese Eigenschaft kommt insbesondere dann zum Tragen, wenn die oberste Bodenschicht nicht locker und krümelig, sondern witterungsbedingt verschlämmt oder verkrustet ist. In solchen Fällen benötigt der

---

<sup>112</sup> Im Jahr 1970 machten Kleinstbetriebe bis max. 5 ha Kulturfläche etwas mehr als 42% aller niederösterreichischen Landwirtschaftsbetriebe aus, während Betriebe mit einer Größe von 20 bis 50 ha einen Anteil von knapp 20% hatten (vgl. Amt der NÖ Landesregierung 2010: 11).

<sup>113</sup> Zu diesen „idealen Bedingungen“ zählen u.a. eine ausreichende Wasser- und Nährstoffversorgung, gesunde Böden, kein Unkrautdruck sowie eine effiziente Schädlingsbekämpfung.

<sup>114</sup> Manche LandwirtInnen sprachen von bis zu 30% Ertragsteigerung.

<sup>115</sup> Siehe hierzu Kapitel 3.7.

Keimling mehr Kraft, um sie durchstoßen zu können. Bei zu geringer Triebkraft, verkümmert er im Boden und stirbt schließlich ab. Darüber hinaus ist der Hybridsamen mit einer speziellen Beize gegen Schädlingsbefall geschützt, wodurch größere Ernteaufträge verhindert werden sollen. Das Beizmittel, das zu den sogenannten systemischen Pflanzenschutzmitteln gehört, umgibt den Samen wie ein Mantel. Es wird beim Keimen von der Pflanze aufgenommen und schützt sie während ihrer gesamten Entwicklungsdauer.<sup>116</sup> Im Gegensatz dazu gehören die bei Pflanzen von ungebeiztem Saatgut verwendeten Insektizide zu den sogenannten Kontaktspritzmitteln. Sie wirken nur äußerlich und werden bei starkem Regen abgewaschen, wodurch sie ihre Wirksamkeit verlieren.



Gebeiztes Präzisionssaatgut einer Hybridsorte

Doch nicht nur zur Produktivitätssteigerung bei gleichbleibender Betriebsgröße ist eine Tendenz in Richtung Hybridsaatgut offensichtlich. Auch in jenen Fällen, in denen es gelingt, zusätzliche Ackerflächen außerhalb des Laaer Beckens zu erwerben/zu pachten, erscheint der Anbau von Eigenbausamen oft als weniger rentabel, zum Teil sogar als riskant. Zwei Beispiele möchte ich hierzu anführen:

1) Die Unterstinkenbrunner Zwiebel-Hofsorten werden seit Generationen auf den dunklen Schwarzerdeböden der Laaer Ebene angebaut. Auf die dort herrschenden Umwelt-

---

<sup>116</sup> Diese synthetisch hergestellten Beizmittel sind mittlerweile international sehr umstritten, da sie u.a. im Verdacht stehen, für das globale Bienensterben verantwortlich zu sein (vgl. u.a. Wunsch 2009: 32; Schacker/McKibben 2008).

bedingungen haben sie sich perfekt angepasst und kommen daher mit den oft nur sehr geringen Niederschlagsmengen gut zurecht. Dieser „Heimvorteil“ hat sie bisher vor ihrer endgültigen Verdrängung durch die Hybridsorten bewahrt. Anders sieht es jedoch auf den lehmigen und höher gelegenen Anbauflächen außerhalb des Laaer Beckens aus. Die Lokalsorten – allen voran die *Gelbe Laaer* – sind für ihre lange Reifephase bekannt. Werden sie auf feuchteren und kühleren Böden angebaut, reifen sie im Spätsommer nicht immer ab – das heißt, der Stängel trocknet nicht vollends ein, sondern treibt stattdessen immer wieder von neuem aus. Solche Zwiebeln werden vom Handel nicht akzeptiert (vgl. Fritz B., 28.2.2011). Eine Möglichkeit, diesem Risiko auszuweichen, ist der Anbau von Zwiebeln mit einer kürzeren Vegetationszeit. Das können beispielsweise Stupfzwiebeln sein, deren Anbau aus diesem Grund in den Nachbargemeinden Ober- und Unterschoderlee eine lange Tradition hat, oder die Verwendung von schnell reifenden Hybridsorten. Da Stupfzwiebeln, wie ich bereits an früherer Stelle erwähnt habe, nur ein relativ kurzes zeitliches Verkaufsfenster haben, erscheint der Anbau von Hybridsorten die ökonomisch rationalere Alternative zu sein.

2) In meinem zweiten Beispiel beziehe ich mich auf einen Jungbauern, der einen Teil seiner Zwiebfelder in bewässerungsfähigem Gebiet gepachtet hat. Zusätzlich zu den Überlegungen aus Beispiel 1 betreffend des Risikos von Ernteausschlägen aufgrund zu spätem Abreifens der Lokalsorten, kommt in diesem Fall auch die Möglichkeit zum Tragen, dem gemeinhin höheren Wasserbedarf von Hybridsorten entsprechen und somit die propagierten „Idealbedingungen“ für einen möglichst hohen Ernteertrag künstlich herstellen zu können. Die Entscheidung für den Anbau von F1-Sorten in diesem Gebiet eliminiert daher die beiden Saatgutarten immanenten Hauptrisikofaktoren: ungeeignete Bodenverhältnisse bei den Landsorten, zu geringe Wasserversorgung bei den Hybriden.

#### *- das Qualitätskriterium: die Bodengesundheit*

In meinen Interviews mit den Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen kristallisierte sich sehr rasch heraus, dass die Bodengesundheit ein ganz zentrales Thema darstellt und eine der wichtigsten Rahmenbedingungen ist, die sich im Lauf der letzten Jahrzehnte verändert hat. Die LandwirtInnen klagen über große Mengen fauliger, schimmlicher bzw. nur kurz lagerfähiger Zwiebeln. Manche von ihnen hatten in besonders schlimmen Jahren über 50% Ausschussware. Um welche Krankheit(en) es sich konkret handelt, scheint nicht eindeutig geklärt zu sein. Viele sprechen von Botrytis, andere wiederum vermuten Fusarien oder die

Mehlkrankheit als Verursacher der vielen Ausfälle.<sup>117</sup> Einigkeit herrscht jedoch darüber, dass es sich um eine bodenbürtige<sup>118</sup> Pilzerkrankung handelt, und dass die mit der Mechanisierung einsetzende Intensivbewirtschaftung sowie zu kurze Fruchtfolgezyklen die Ursache für die „verseuchten“ Böden sind.<sup>119</sup> Das Problem ist also hausgemacht und wird durch eine gängige Praxis, die ich selbst vor Ort beobachten konnte, noch verschlimmert: dem Abladen und Einackern von Schalenresten sowie nicht marktkonformen und kranken Zwiebeln auf den Feldern. Durch dieses Vorgehen werden die Böden im wahrsten Sinne des Wortes mit den Krankheitserregern „gefüttert“. Dass diese Entsorgungsmethode kontraproduktiv ist, dürfte den meisten LandwirtInnen durchaus bewusst sein; aber sie ist – kurzfristig betrachtet – auch kostensparend. Peter F. erzählt mir von einem Zwiebelbauern, dem die Ware schon nach kurzer Zeit im Lager zu faulen begonnen hatte: „Der hat zwar Unmengen geerntet, konnte sie aber nicht lange lagern. Die werden dann auf's Feld g'haut. Das ist eh nicht richtig, das ganze Feld so ansandeln. Da holt er sich nur die Krankheitskeime auf's Feld. Das Beste wäre ja, diese Zwiebeln in eine Biogasanlage zu bringen – aber dann muss man dafür zahlen“ (Peter F., 26.2.2011).

Diese kleine Geschichte veranschaulicht meiner Ansicht nach sehr gut das Dilemma, in dem sich LandwirtInnen heute befinden. Wider besseres Wissen über ökologische Kreislaufprozesse folgen sie linear ausgerichteten Strategien zur Profitmaximierung. Strategien zur Risikominimierung sind zwar vorhanden, bleiben aber weitgehend ungenutzt. Es stellt sich an dieser Stelle die Frage, ob der wirtschaftliche Druck mittlerweile tatsächlich so groß ist, dass Bauern und Bäuerinnen zunehmend bereit sind, ihren Ackerboden – als eines ihrer wichtigsten Produktionsmittel und damit auch ihre Existenzgrundlage – langfristig zu schädigen. Früher – so erzählte mir Altbäuerin Katharina S. – wurde auf kranken Böden für zirka drei Jahre Klee-Luzerne angebaut. Damals wusste man noch, „Luzerne macht den Boden gesund“ (Katharina S., 27.2.2011). Diese Pflanze aus der Familie der Hülsenfrüchtler (*Fabaceae*) war jedoch nicht nur ein effizienter Bodenverbesserer, sondern gleichzeitig auch Grünfutter für das Vieh. Der Anbau von Luzerne brachte folglich einen doppelten Nutzen mit sich. Mit dem Ende der Viehwirtschaft im Laaer Becken fielen allerdings dieser doppelte

---

<sup>117</sup> Für nähere Informationen zu Botrytis und Mehlkrankheit siehe Website Syngenta; zu Fusarien siehe Lohrer 2001.

<sup>118</sup> Von bodenbürtigen Krankheiten wird gesprochen, wenn der Schaderreger über den Boden übertragbar ist (vgl. Website PhytomedWiki).

<sup>119</sup> Eine ganz ähnliche Entwicklung hinsichtlich landwirtschaftlicher Intensivierung und daraus resultierenden ökologischen Problemen fand auch in anderen Teilen des Weinviertels statt wie Ernst Langthaler am Beispiel des Marchfelds detailliert darlegt (vgl. Langthaler 2003: 665ff.).

Nutzen und somit auch dessen wirtschaftliche Rentabilität weg. Damit endete auch die Verwendung dieser Pflanze zur Bodenregeneration.



Auf einem Feld abgeladene Zwiebelreste

Eine andere Möglichkeit, verseuchte Böden von Pilzen zu befreien, wäre ein großzügiger Fruchtfolgezyklus. Zehn Jahre – so wurde mir vielfach erzählt – müsste man heute mindestens warten, bevor man ein Feld wieder mit Zwiebel bebaut. Vorgeschrieben sind allerdings nur vier Jahre. Wer kann, versucht innerhalb seines/ihrer Betriebes auf unbelastete Äcker auszuweichen. Doch aufgrund des intensivierten Zwiebelanbaus seit den 1970er Jahren ist das heute kaum noch möglich. Aus diesem Grund gehen mittlerweile immer mehr LandwirtInnen dazu über, mit Nicht-Zwiebelbauern/-bäuerinnen Felder zu tauschen.<sup>120</sup>

Bezogen auf das Saatgut ruft die Ausbreitung bodenbürtiger Krankheiten recht widersprüchliche Sichtweisen hervor. Einige LandwirtInnen sind der Ansicht, dass die lokalen Landsorten im Gegensatz zu Hybriden generell weniger anfällig sind, da bei letzteren der Züchtungsfokus vorrangig auf hohen Ernteerträgen und homogener Form liegt, was zu Lasten ihrer Widerstandskraft geht. Um diesen Zusammenhang besser zu veranschaulichen, bediente sich Jungbauer Stefan R. folgender Metapher: „Das ist so, als würde man einem Menschen die Arme abhacken, damit er schneller laufen kann. Das kann nicht die Zukunft

---

<sup>120</sup> Das Phänomen des „Feldertauschs“ stellt eine sehr seltene landwirtschaftliche Praxis dar, und ist aufgrund der mit ihm verbundenen komplexen Sozialbeziehungen insbesondere für die Kultur- und Sozialanthropologie ein äußerst interessantes Forschungsthema für zukünftige Studien.

sein“ (Stefan R., 12.3.2011). Andere wiederum sind völlig gegensätzlicher Meinung und sehen im Anbau von Hybridsorten eine Lösung für das Krankheitsproblem. So hatte beispielsweise Markus E., der bis vor zwei Jahren noch zu 100% sein eigenes Saatgut verwendete, aufgrund massiver Ernteausfälle einen Feldversuch gestartet. Auf ein und demselben Acker bauten er und seine Frau drei verschiedene Zwiebelsorten an – zwei Hybriden sowie die Lokalsorte *Gelbe Laaer*. Trotz gleicher Behandlung (gleiches Dünge- und Spritzmittel) war das Ernteergebnis sehr unterschiedlich: „Voriges Jahr haben wir angefangen mit den zwei [Hybrid]Sorten, und das war wie Tag und Nacht, muss ich sagen. Und voriges Jahr war kein einfaches Zwiebeljahr. Auf jeden Fall hat man gesehen, bei den Eigenen garantiert 20% schlecht und bei den anderen fast nichts“ (Markus E., 30.5.2011). Die Begeisterung für die Krankheitstoleranz der neuen Sorten ging soweit, dass Markus E. dieses Jahr fast nur noch Hybriden anbaute. Den Landsorten hingegen gibt er mittelfristig keine Überlebenschance.

Da mehrere Zwiebelbauern/-bäuerinnen die Überzeugung von Markus E. teilen, ist damit zu rechnen, dass mit zunehmendem Krankheitsdruck der Flächenanteil der Hybriden gegenüber den Hofsorten weiter steigen wird. Es ist allerdings fraglich, ob diese eher symptomfokussierte Strategie der Risikominimierung die Vernachlässigung von ursachenfokussierten Strategien kompensieren kann. Solange keine grundlegenden Maßnahmen zur Bodenverbesserung und gegen eine neuerliche Verseuchung durch Abladen von Zwiebelabfallprodukten ergriffen werden, ist dem Problem der bodenbürtigen Krankheiten auf lange Sicht vermutlich nicht beizukommen.

#### 5.2.6. *Von den Anforderungen des Marktes*

Die Zwiebelbauern/-bäuerinnen von Unterstinkenbrunn sind im engeren Sinne LebensmittelproduzentInnen, die ihre Ware – in diesem Fall ihre Zwiebeln – am freien Markt anbieten. Was genau und wie viel sie davon produzieren, richtet sich dabei primär nach den Bedürfnissen und Anforderungen des Marktes – frei nach dem Motto: „Sie wünschen, wir spielen“. In den meisten Publikationen zum Thema Hybridsaatgut und dessen zunehmender Dominanz in der Landwirtschaft, wird auf die Rolle des Marktes jedoch häufig vergessen und primär auf die monopolistischen Bestrebungen multinationaler Konzerne Bezug genommen, die durch ihre wachsende Kontrolle der im Handel verfügbaren Saatgutsorten diktieren, was angebaut wird (vgl. u.a. Kloppenburg 1990; Pringle 2005; Borowiak 2004). Es ist aber nicht nur die Lieferantenseite, die verstärkt Druck auf die LandwirtInnen ausübt, sondern vor allem

auch die Käuferseite. Mit „Käufer“ ist nicht vorrangig der tatsächliche Endkonsument gemeint, sondern insbesondere die zwischen diesem und den ErzeugerInnen handelnden Akteure. Darunter fallen vor allem der Lebensmittelhandel, die weiterverarbeitende Industrie sowie landwirtschaftliche Genossenschaften. Sie alle stellen ganz konkrete Anforderungen an die von den LandwirtInnen erzeugten Produkte. Und an diese Anforderungen müssen sie sich halten bzw. sich zumindest weitestgehend daran orientieren. Andernfalls werden sie es sehr schwer haben, einen Abnehmer für ihre Ware zu finden. Da die Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen aber danach streben, wirtschaftlich erfolgreich zu sein, stellen die Kundenbedürfnisse und -wünsche einen gewichtigen Einflussfaktor hinsichtlich ihrer Produktionsweise – bis hin zur Saatgutwahl – dar. Die Anforderungen des Marktes haben sich in den letzten Jahrzehnten dahingehend verändert, dass sie sowohl zahlreicher als auch spezifischer geworden sind. War es in den 1950er Jahren noch möglich, die gesamte Ernte – so wie sie war – vom Feld weg zu verkaufen, so müssen die Zwiebeln heute einer Fülle von unterschiedlichen Kriterien entsprechen. Zum Teil sind diese Kriterien vom Gesetzgeber vorgegeben. So definiert zum Beispiel *EU-Verordnung Nr. 1508/2001 zur Festlegung der Verkaufsnorm für Zwiebeln* unter anderem die Vorgabe zu größtmöglicher Homogenität hinsichtlich Form und Farbe, zum maximalen Größenunterschied zwischen einzelnen Zwiebelhappeln innerhalb einer Verpackungseinheit sowie zum vorgeschriebenen Mindestanteil einer geschlossenen Schalenschicht (vgl. Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaft). Mehrheitlich entsprechen die geforderten Kriterien jedoch den je spezifischen Bedürfnissen des Käufers. Ein einheitliches Erscheinungsbild (v.a. betreffend Größe, Form und Farbe), Schalenfestigkeit, lange Verfügbarkeit und Lagerfähigkeit, großes und flexibles Mengenangebot, keine „Doppelten“<sup>121</sup>, ... – die Liste der Kundenwünsche ist lang und die Kriterien sind nicht immer einfach zu erfüllen. Insbesondere der mit den 1970er Jahren einsetzende Trend zur homogenen Erscheinungsform bei Obst und Gemüse hat viele LandwirtInnen dazu gebracht, auf Hybridsaatgut umzusteigen, da diesem Homogenität zuchtbedingt inhärent ist. So erzählte mir beispielsweise Fritz B., weshalb er trotz seiner Liebe zum Eigenbau Mitte der 1990er Jahre schließlich zu 50% auf Hybridanbau umgestellt hat. Der käuferseitig bedingte Druck, möglichst schalenfeste und gleichförmige Zwiebeln zu produzieren, war einfach zu groß. „Das hat der Handel diktiert. Die haben uns die Rute ins Fenster gestellt“ (Fritz B., 28.2.2011).

---

<sup>121</sup> Mit dem Begriff „Doppelter“ bezeichnen die Zwiebelbauern/-bäuerinnen Happeln mit zweifacher Triebeanlage. Das heißt, die Zwiebel würde doppelt austreiben. Obwohl dieses Merkmal kein Qualitätsmanko beschreibt und am äußeren Erscheinungsbild der Zwiebel oft nicht einmal erkennbar ist, akzeptiert der Handel solche Happeln nicht. Der ungefähre Anteil von „Doppelten“ in einer Lieferung wird vom Käufer durch stichprobenartiges Aufschneiden der Happeln eruiert.

Die meisten Zwiebelbauern/-bäuerinnen kamen in den 1960er/1970er Jahren über die ehemalige landwirtschaftliche Genossenschaft BAST<sup>122</sup> in Laa an der Thaya erstmals mit Hybridsaatgut in Berührung. Die Ansichten, ob es sich damals um eine freiwillige oder um eine erzwungene Übernahme dieser neu entwickelten Zwiebelsorten handelte, gehen in diesem Punkt allerdings weit auseinander. Einige LandwirtInnen berichteten mir, dass die BAST Hybridsamen zuerst für einen Probeanbau gratis zur Verfügung stellte sowie größere Mengen zum Kauf anbot, aber keinen weiteren Druck betreffend deren Verwendung ausübte. Andere erzählten jedoch vom genauen Gegenteil. So meinte beispielsweise Biobauer Johann Peitl, dass mit dem Aufkommen großer Lebensmittelketten und deren Ruf nach optisch homogener sowie fester, transportfähiger Ware, auch die Genossenschaft zunehmend unter Druck geriet, den Wünschen dieser neuen Großabnehmer zu entsprechen. Da die damaligen Hofsorten diese Kriterien nicht in ausreichendem Maße erfüllten, machte die BAST die Abnahme der Zwiebelerte von einer zumindest teilweisen Verwendung von Hybridsaatgut abhängig (vgl. Johann Peitl, 18.1.2011). Auch Gerhard F. erinnert sich an die damaligen Vorgaben der Genossenschaft. Wenn man seine Zwiebeln über die BAST verkaufen wollte, mussten rund 10% des verwendeten Saatguts von Hybridsorten stammen. Seiner Ansicht nach ging es der Genossenschaft damals darum, die Zwiebelqualität zu steigern, um gegenüber den Bauern aus dem Marchfeld konkurrenzfähig bleiben zu können (vgl. Gerhard F., 13.3.2011). Gemäß diesen Erzählungen, wurde vonseiten der Genossenschaft somit ein direkter Druck auf die LandwirtInnen hinsichtlich des zu verwendenden Saatguts ausgeübt.

Unabhängig von den unterschiedlichen Ansichten betreffend den Einfluss der BAST auf den Hybridanbau, sind sich alle Zwiebelbauern/-bäuerinnen darüber einig, dass die ersten F1-Sorten für die im Laaer Becken herrschenden Verhältnisse absolut ungeeignet und daher eine große Enttäuschung waren. Für Anbaugelände mit gleichmäßiger Wasserversorgung gezüchtet, kamen sie mit der regionsspezifischen Trockenheit nicht zurecht. Statt Zwiebeln, so Gerhard F., glichen die Happeln eher „kleinen, schrumpeligen Walnüssen“ (Gerhard F., 13.3.2011). Diese Unzulänglichkeiten der ersten Generation von Hybridzwiebeln waren sicherlich der Grund für die anfangs nur sehr langsam vorstattgehende Umstellung im Saatgutbereich. Zu groß war in niederschlagsarmen Jahren das Risiko eines totalen Ernteausfalls. Aber mit der fortschreitenden Entwicklung des Biotechnologiesektors und der Züchtung trockenheitstoleranter Sorten, konnten die auf den anfänglich gemachten negativen

---

<sup>122</sup> Die Abkürzung BAST steht für „Bezirksabgabestelle“.

Erfahrungen beruhenden Bedenken der Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen schrittweise abgebaut werden.

Vonseiten des Handels kamen nie konkrete Forderungen hinsichtlich der zu verwendenden Zwiebelsorte. Ob Hybrid oder nicht, ist für die Händler ohne Belang. Für sie zählt nur, dass die gekaufte Ware ihren Anforderungen entspricht, und sie somit möglichst hohe Profite damit erwirtschaften können. Mit welchem Saatgut diesen nachgekommen wird, spielt dabei keine Rolle. Einige dieser Anforderungen sind jedoch mit den lokalen Landsorten nicht oder zumindest nicht immer zu erfüllen. In jedem Fall bedarf es dazu einer mehrjährigen Selektions- und Züchtungsarbeit, um den spezifischen Bedürfnissen des Handels entsprechen zu können. Der Händler äußert seine Unzufriedenheit mit der gelieferten Ware nicht durch konkrete Vorschläge oder Vorgaben betreffend eine gewünschte Zwiebelsorte, sondern vielmehr durch das Bezahlen eines entsprechenden Minderpreises. Es ist somit im Gegensatz zur Genossenschaft ein indirekter Druck, der hier auf die LandwirtInnen ausgeübt wird, das Festhalten am Eigenbau zumindest aus ökonomischer Sicht kritisch zu hinterfragen. Verstärkt wird dieser indirekte Druck noch durch die Tatsache, dass die Anzahl der im Weinviertel tätigen Zwiebelhändler in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich abgenommen hat. Gab es früher noch eine große Auswahl an möglichen Geschäftspartnern, sind die LandwirtInnen heute weitestgehend auf eine Zusammenarbeit mit den wenigen noch verbliebenen Großhändlern angewiesen. Entsprechend intensiviert hat sich daher auch die Notwendigkeit, deren Wünschen und Bedürfnissen zu entsprechen. Doch trotz aller Bemühungen vonseiten der Zwiebelbauern/-bäuerinnen, ist das, wie ich mehrmals zu hören bekam, nicht immer einfach zu bewerkstelligen: „Also die Händler brauchen immer genau das, was du nicht mehr hast. Haben wir viel kleinen, wollen sie den großen Zwiebel haben. Haben wir viel großen, suchen sie den kleinen wieder“ (Erich H., 9.4.2011). Die Anforderungen des Handels sind jedoch mit der am Markt verfügbaren Zwiebelmenge gekoppelt. Je größer das mengenmäßige Angebot, desto größer und zahlreicher sind auch die Wünsche der Händler. Je kleiner das Angebot, desto mehr ist der Handel gewillt, Abstriche hinsichtlich seiner Anforderungen zu machen, wie folgende Anekdote über ausgesprochen groß geratene Zwiebelhappen veranschaulicht: „Voriges Jahr haben wir Zwiebel gehabt mit so 100 ... also 10 Zentimeter, 12 Zentimeter. Da hab ich geglaubt, das bring ich mein Lebtag nicht mehr an. Aber wenn es keinen anderen nicht mehr gibt... Dann haben sie ihn eh genommen“ (ebd.).

Auch der weiterverarbeitenden Industrie geht es darum, möglichst hohe Profite zu machen. Aus diesem Grund ist es für sie besonders wichtig, dass die zugekauften Zwiebeln optimal auf den maschinendominierten Verarbeitungsprozess abgestimmt sind. Hier kommt wieder die bereits mehrmals erwähnte *Homogenität* ins Spiel. Je runder und gleichmäßiger die einzelnen Happeln geformt und je geringer die größenmäßigen Unterschiede sind, desto reibungsloser kann deren Verarbeitung erfolgen, und desto geringer sind die entstehenden Produktionskosten. Stefan R., der nicht nur Zwiebel anbaut, sondern auch einen gewerblichen Schälbetrieb besitzt, weiß um die große Bedeutung einer möglichst homogenen Zwiebelform. Seit er zu 100% auf Hybridsorten umgestiegen ist, konnte er seinen Betrieb um zwei Arbeitskräfte reduzieren und dadurch eine markante Kostenersparnis erzielen (vgl. Stefan R., 12.3.2011). Vor Einzug der Maschinen, als das Schälen und Zerkleinern der Zwiebeln noch händisch erfolgte, spielten die heute so wichtigen Attribute keine Rolle. Eher das Gegenteil war der Fall. Besonders große Zwiebeln und solche mit nur wenig Schale, die heute schwer bis gar nicht einen Abnehmer finden, waren bei Schälbetrieben sehr gefragt, reduzierten sie doch den erforderlichen Zeitaufwand beträchtlich. Auch Zwiebelbäuerin Verena T., die einen Teil ihrer Ernte in geschältem Zustand verkauft, weiß von diesen produktionsbedingten Unterschieden zu berichten. Einmal pro Woche schält sie mit ihrer 80-jährigen Großmutter Zwiebeln für einen Fleischhauer. Die händische Verarbeitung hat für sie den Vorteil, dass sie dabei auch jene Happeln verwerten kann, die sonst nicht in den Handel kämen. Die Formen- und Größenheterogenität ihrer Hofsorte hat auf den Schälprozess dabei keinerlei negative Auswirkungen (vgl. Verena T., 1.3.2011). Allerdings muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die Schälarbeit von Verena T. nur ein „kleines Nebeneinkommen“ darstellt, während sie am Betrieb von Jungbauer Stefan R. das Haupteinkommen generiert und in einem ungleich größeren Ausmaß erfolgt.<sup>123</sup> Ein Umstieg auf händisches Schälen bei einer gleichbleibenden Verarbeitungsmenge wäre hier nicht durchführbar.

Die Anforderungen, die vonseiten des Marktes an die Zwiebel gestellt werden, spiegeln vorrangig die Wünsche und Bedürfnisse von Handel und Industrie wider, aber nur bedingt jene des Endverbrauchers. Zwei Beispiele sollen das veranschaulichen:

1) Obwohl laut der bereits zuvor genannten *EU-Verordnung Nr. 1508/2001 zur Festlegung der Verkaufsnorm für Zwiebeln* der erforderliche Mindestdurchmesser 10 mm beträgt, gelten unter den Unterstinkenbrunner LandwirtInnen Zwiebeln unter einem Durchmesser von 40 mm als unverkäuflich. Der Handel nimmt kleinere Exemplare nicht, weshalb diese wieder

---

<sup>123</sup> Verena T. schält lt. eigenen Angaben rund 300 kg Zwiebeln an einem Tag in der Woche. Stefan R. schafft mit seinen Maschinen ungefähr 1.000 kg pro Stunde.

am Feld eingeeckert werden. „Den haun ma daune“, meinte dazu Peter F. (26.2.2011) und bezog sich damit auf die rund zwei Tonnen Zwiebeln, die er aufgrund deren zu geringen Größe nicht hatte vermarkten können. Das beinahe schon Grotoske an dieser Situation ist, dass auf der anderen Seite immer wieder Privatpersonen bei den Betrieben nachfragen, ob sie kleine Zwiebelhappeln kaufen könnten, weil man diese im Geschäft nicht bekommt. Gerade in der heutigen Zeit, wo die Zahl der Singlehaushalte stetig steigt und generell weniger selbst gekocht wird, scheint die Nachfrage nach kleinen Exemplaren durchaus gegeben zu sein. Dass der Handel diese dennoch ablehnt, betrachten die Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern und -bäuerinnen durchaus kritisch. Sie erklären sich das „Mindestgrößengebot“ damit, dass es den Konsumenten zu einem häufigeren Zwiebelkauf animiert und dem Handel dadurch größere Umsätze ermöglicht. Ein Sack mit mittelgroßen und großen Zwiebeln wird – so die Meinung meiner InterviewpartnerInnen – rascher aufgebraucht als einer mit kleinen Happeln, da nicht benötigte Zwiebelhälften oftmals im Müll landen, anstatt für eine spätere Verwendung aufgehoben zu werden. Ein häufigerer Zwiebelkauf ist die Folge dieses Verhaltens. „Das ist gut für den Handel. Wegwerfen hat hier System“ (Fritz B., 28.2.2011).

2) Unter all den Kriterien, die mir von den Zwiebelbauern/-bäuerinnen bezüglich der Käuferanforderungen genannt wurden, kam nur ein einziges Mal der Geschmack vor.<sup>124</sup> Stets ging es um Form, Farbe, Größe, Festigkeit, Lagerfähigkeit, Schalenfestigkeit usw.; mit Ansprüchen betreffend den Geschmack wurden sie anscheinend nie konfrontiert. Die Zwiebeln müssen schön aussehen, den Strapazen des mehrmaligen Verladens und Transportierens gewachsen sowie möglichst lange lagerfähig sein. Ob sie bei all dem auch noch gut schmecken, scheint für den Markt ohne große Relevanz zu sein. Dieses Beispiel erinnert sehr stark an die „berühmten“ holländischen Tomaten, die aufgrund intensiver Züchtungsbemühungen perfekt den Anforderungen des Handels und den optischen Ansprüchen des Betrachters entsprechen, kulinarisch dafür umso enttäuschender sind. Noch rühmen sich die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen ob des hervorragenden Geschmacks ihrer Zwiebeln. Es bleibt zu hoffen, dass diese Eigenschaft auch noch auf die kommenden Generationen von Hybridsorten zutreffen wird.

### **5.3. Die Vorteile des Eigenbaus**

Im vorangegangenen Kapitel habe ich ausführlich die Gründe für einen Umstieg auf Hybridsaatgut beim Zwiebelanbau dargelegt. Ich habe aufgezeigt, dass die Veränderung einer

---

<sup>124</sup> Siehe dazu Kapitel 5.3.1.

Vielzahl von Rahmenbedingungen den Anbau von F1-Sorten nicht nur ermöglicht, sondern ihn auch in beträchtlichem Maße begünstigt hat. Fasst man all diese Aspekte zusammen, stellt sich unweigerlich die Frage, weshalb heute immer noch rund ein Viertel der in Unterstinkenbrunn angebauten Zwiebeln aus selbstproduziertem Saatgut stammt. Welche Argumente kann es in einer zunehmend marktwirtschaftlich orientierten und den Bedingungen des Kapitalismus unterstellten Landwirtschaft noch zugunsten des Eigenbaus geben? Eine ganze Menge, wie ich auf den folgenden Seiten darlegen werde.

Die Entscheidung für die Fortsetzung der eigenständigen Saatgutvermehrung wird von einigen Zwiebelbauern/-bäuerinnen auch heute noch als durchaus sinnvoll erachtet. Denn innerhalb des gegebenen „Rahmens der Möglichkeiten“, können auch gewisse Aspekte des Eigenbaus zu wirtschaftlichem Erfolg und Familienwohl beitragen. Er kann dabei sowohl Ausdruck einer Strategie zur Ertragmaximierung als auch einer Strategie zur Risikominimierung sein. Obendrein stellt er in einigen Fällen gleichzeitig auch eine Maßnahme zur Erhöhung der eigenen Wohlbefindens dar.

### *5.3.1. Eigenbau als Strategie zur Ertragmaximierung*

Der Zukauf von Hybridsorten ist zweifelsohne eine relativ einfache Möglichkeit, sich den wandelnden Rahmenbedingungen anzupassen und dadurch konkurrenzfähig zu bleiben. Sie ist aber nicht die einzige. Auch im Anbau und der Vermarktung der eigenen Hofsorte steckt dieses Potential. Allerdings bedarf es dazu eines größeren Pensums an Zeit<sup>125</sup>, Engagement und Wissen, um es soweit als möglich ausschöpfen zu können. Durch penibles Selektieren geeigneter Vermehrungszwiebeln, ist es einigen Unterstinkenbrunner LandwirtInnen in jahrelanger Züchtungsarbeit gelungen, ihre Hofsorte an die neuen Anforderungen anzupassen und somit qualitativ mit den Hybridsorten mithalten zu können. Einer von ihnen ist Gerhard F. Er erzählte mir, dass er zwischen Ernte und Stufen jedes einzelne Happel mindestens zehnmal in die Hand nimmt, und es sich genau ansieht, bevor er entscheidet, ob es für die Saatgutvermehrung geeignet ist. Durch diese gewissenhafte Selektion konnte er seine

---

<sup>125</sup> Diese Darstellung soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch der Zukauf von Hybridsaatgut mit einem nicht zu unterschätzenden Zeitaufwand verbunden ist. Während der Bestellvorgang selbst sehr rasch durchgeführt werden kann und aus zeitlicher Hinsicht durchaus vernachlässigbar ist, erfordert die Organisation der für den Zukauf notwendigen Geldmittel ein ungleich höheres Zeitpensum. Bis zu € 10.000,- gibt ein/e Unterstinkenbrunner LandwirtIn für Hybridsaatgut jedes Jahr aus. Dieser Geldbetrag muss zuvor erst erwirtschaftet werden und erfordert vom Zwiebelbauer/von der Zwiebelbäuerin – genauso wie der Eigenbau – ein beträchtliches Arbeitszeitpensum. Dies ist ein Aspekt, der von meinen InterviewpartnerInnen bei der „Saatgut-Entscheidung“ mehrheitlich nicht mitgedacht wird. Während der erhöhte Arbeitszeitbedarf, der mit der eigenständigen Saatgutvermehrung einhergeht, häufig erwähnt und als ein wesentliches Argument für den Hybridzukauf angeführt wurde, erscheint der Zukauf von Saatgut primär als eine „Frage des Geldes“ denn eine „Frage des Zeitaufwands“.

Hofsorte nun deutlich schalenfester machen. Während sie ursprünglich nur eine einzige äußere Schalenschicht besaß, hat sie mittlerweile zwei bis drei, wodurch die maschinelle Behandlung kein Problem mehr für seine Zwiebeln darstellt. Auch die große Anzahl an „Doppelten“ konnte der Zwiebelbauer durch gezielte Züchtungsarbeit auf beinahe Null reduzieren. „Aber“, so betonte er, „man muss bei der Selektion sehr genau arbeiten, denn oft sieht man das dem Zwiebel von außen nicht gleich an. Man muss sie wirklich rundherum genau anschauen“ (Gerhard F., 13.3.2011). Je gewissenhafter also selektiert wird, desto stärker entsprechen die Zwiebeln den neuen Anforderungen, und desto höher ist der dadurch zu erzielende potentielle Verkaufsertrag. In qualitativer Hinsicht – so die Überzeugung des Zwiebelbauern – stehen diese sorgfältig gezüchteten Landsorten den gekauften Hybridzwiebeln in nichts nach.

Bezogen auf den mengenmäßigen Ernteertrag, sind Hybriden in „guten Zwiebeljahren“ den Eigenbausorten aufgrund des Heterosiseffekts sicherlich im Vorteil. Doch zum einen ist nicht jedes Jahr ein „gutes“ Jahr, und zum anderen kann durch gezielte Felderwahl für den Zwiebelanbau den Ernteerträgen der Hofsorte etwas „auf die Sprünge geholfen“ werden. Von Bedeutung sind hier insbesondere der Anbau auf bisher unbelasteten – also von Krankheitskeimen freien – Feldern sowie die Beachtung einer entsprechend förderlichen Vorfrucht – wie zum Beispiel Getreide oder Zuckerrübe. Dass Hybridzwiebeln konventionell gezüchteten Sorten nicht generell überlegen sind, belegt auch eine Studie des Kompetenzzentrum Ökolandbau Niedersachsen (KÖN). Im Rahmen dieser Untersuchung wurden unterschiedliche Sorten sowohl von konventionell gezüchtetem als auch von Hybridsaatgut über einen Zeitraum von drei Jahren unter identischen Verhältnissen angebaut. Dem Resümee der Studie entsprechend, lagen die samenfesten Sorten hinsichtlich „[...] Ertrag und Qualität durchaus im mittleren bis guten Bereich des Spektrums und konnten mit den F1-Hybriden konkurrieren“ (Website Ökolandbau).

Einigen Zwiebelbauern/-bäuerinnen ist es darüber hinaus gelungen, für ihre Hofsorte(n) eine eigene Marktnische zu finden. Dem seit einigen Jahren im Ernährungsbereich existierenden Trend zu mehr Regionalität und Sortenvielfalt entsprechend, wurde auch der Wert der Laaer Zwiebeln wieder erkannt. *Gelbe Laaer* und Co. werden mittlerweile über einen großen Lebensmittelkonzern als „Sortenrarität“ vertrieben – ein Beweis dafür, dass der Eigenbau gegenüber zugekauften Sorten unter bestimmten Voraussetzungen auch Wettbewerbsvorteile bringen kann. Auch Claudia und Thomas D. wissen von den besonderen Qualitätsmerkmalen

ihrer Hofsorte zu berichten. Obwohl ihr Kärntner Hauptabnehmer in dessen Nähe aus einer Vielzahl von Zwiebelanbietern wählen könnte, kommt er jedes Jahr von Neuem zu ihnen nach Unterstinkenbrunn, um ihre Hofsorte zu kaufen. „Auf den Weinviertler Zwiebel stehen sie, den unbewässerten. Anscheinend. Und er [der Händler – Anm. d. A.] hat's auch behauptet. Vom Geschmack her ist er der Bessere, sagt er“ (Thomas D., 12.3.2011).

Einen aus finanzieller Sicht ertragsteigernden Effekt hat für manche LandwirtInnen der Eigenbau auch aufgrund seiner kostensenkenden Wirkung. Der Zukauf von Hybridsaatgut stellt einen beträchtlichen Ausgabenfaktor dar. Zwischen € 500,- und € 850,- ist in etwa der Preis für eine Hektarmenge Saatgut.<sup>126</sup> Nicht jede/r will sich das leisten. Ich kann mich noch gut daran erinnern, als mir einmal bei einem Interviewtermin mein Gesprächspartner drei völlig unspektakulär aussehende Pappschachteln zeigte, die an einer Zimmerwand aufgereiht waren, und dazu meinte: „Da stehen jetzt zehntausend Euro rum. Das ist die Saatgutlieferung für dieses Jahr“ (Stefan R., 12.3.2011). Obwohl den Zwiebelbauern/-bäuerinnen sehr wohl bewusst ist, dass auch die eigenständige Vermehrung von Saatgut – speziell hinsichtlich Arbeitszeit – etwas kostet, steht das für einige von ihnen in keinerlei Verhältnis zu den Preisen, die für Hybridsamen zu zahlen sind. Zur besseren Veranschaulichung möchte ich die Saatgutproduktion von Peter F. als Beispiel anführen. Er produziert pro Jahr circa 20 kg Saatgut. Dazu benötigt er ungefähr 200 kg Saatzwiebeln und – so seine Überschlagsrechnung – 47 Arbeitsstunden. Da die Saatzwiebeln nicht in den Verkauf gelangen, reduzieren sie bei einem (großzügig) angenommenen Verkaufspreis von € 0,30/kg den möglichen Verkaufserlös um € 60,-. Bei einem durchschnittlichen Stundensatz von € 15,-<sup>127</sup> fallen zusätzlich etwas mehr als € 700,- an Arbeitskosten an. Ergänzt um den Spritz- und Düngemittelanteil, der auf die Anbaufläche der Vermehrungszwiebeln entfällt, ergibt das Gesamtkosten von rund € 800,- für 20 kg Saatgut. Somit fallen für Peter F. Produktionskosten von etwa € 40,-/kg Saatgut an, die damit deutlich unter den Kosten für gekauftes Hybridsaatgut liegen.<sup>128</sup> Darüber hinaus schafft der Anbau von Landsorten auch noch eine zusätzliche Einkommensmöglichkeit in Form der bereits an früherer Stelle erwähnten „SLK-Prämie“ des österreichischen

---

<sup>126</sup> Die Preise variieren je nach Sorte und Beize. Hierbei ist zu beachten, dass für einen Hektar Anbaufläche etwa 2 kg Saatgut benötigt werden. Die Kilopreise sind somit halb so hoch wie die hier angegebenen Hektarpreise.

<sup>127</sup> Hierzu habe ich die durchschnittlichen Verrechnungssätze des Maschinenrings herangezogen (vgl. Website Maschinenring).

<sup>128</sup> Für den Anbau von einem Hektar Eigenbau-Zwiebeln benötigt man etwa 2,5 kg Saatgut. Zusätzlich möchte ich an dieser Stelle zu bedenken geben, dass die tatsächliche Saatgut-Erntemenge aufgrund unterschiedlicher Witterungsverhältnisse von Jahr zu Jahr variieren kann. In einem „schlechten“ Jahr könnte die selbst produzierte Saatgutmenge daher auch nur bei bspw. 10 kg liegen, wodurch sich die Produktionskosten pro Kilogramm Saatgut entsprechend erhöhen würden. (Sie würde sich allerdings nicht verdoppeln, weil eine geringere Erntemenge einen reduzierten Arbeitszeitbedarf für die Saatgutreinigung nach sich zieht.)

Agrarumweltprogramms ÖPUL. Da die *Gelbe* und die *Rote Laaer* als besonders schützenswerte Kultursorten ausgewiesen sind, bekommt jeder landwirtschaftliche Betrieb, der an diesem Programm teilnimmt und diese Sorte(n) anbaut, eine jährliche Prämie von € 280,- pro bebautem Hektar ausbezahlt (vgl. Website Agrarmarkt Austria). Auch wenn dadurch in Summe sicherlich keine Reichtümer erwirtschaftet werden können, so stellt die SLK-Prämie für die meisten befragten Bauern und Bäuerinnen doch eine ausreichend große Motivation dar, zumindest einen Teil ihrer Zwiebfelder mit Landsorten zu bestellen.

### 5.3.2. *Eigenbau als Strategie zur Risikominimierung*

Die Meinungen betreffend die Verlässlichkeit von Hybridsorten gehen in Unterstinkenbrunn weit auseinander. Insbesondere jene LandwirtInnen, die mit der ersten Generation von F1-Züchtungen zum Teil sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben, betrachten sie auch heute noch eher skeptisch. Der Hauptunsicherheitsfaktor sei dabei nach wie vor das trockene Klima bei gleichzeitigem Fehlen jeglicher Bewässerungsmöglichkeit. Das Risiko, viel Geld für teures Hybridsaatgut auszugeben und dann in einem niederschlagsarmen Jahr große Ernteausfälle zu verzeichnen, kann und will nicht jede/r eingehen. Aus diesem Grund wollen einige Zwiebelbauern/-bäuerinnen keinesfalls auf den (zumindest teilweisen) Anbau lokaler Landsorten verzichten. Auch Verena T. hält zum Zwecke der Risikominimierung an ihrer Hofsorte fest. Obwohl sie mittlerweile bereits drei Viertel des Saatguts zukaufte, kann sie sich eine völlige Aufgabe des Eigenbaus nicht vorstellen: „Bei Trockenheit ist dafür wieder das Alte [= die Landsorten] besser. Aber man weiß nie wie das Wetter wird. Wichtig ist, dass die Qualität stimmt. Man kann nicht sagen, dass Hybriden automatisch einen höheren Ertrag bringen, das ist auch wetterabhängig“ (Verena T., 1.3.2011). Doch auch abgesehen von dem zwischen den Unterstinkenbrunner LandwirtInnen sehr kontroversiell betrachteten Wasserbedarf der Hybridzwiebeln, kann der Anbau lokaler Landsorten aufgrund seines Beitrags zur Sortenpluralität eine Strategie zur Risikominimierung darstellen. Die einzelnen Zwiebelsorten unterscheiden sich durch unterschiedliche Bedürfnisse, Schwächen und Stärken. Je mehr Sorten ein/e LandwirtIn anbaut, desto geringer ist das Risiko eines Totalausfalls.

Während der Aspekt des (wie auch immer bedingten) Ernteausfalls ein offensichtliches Risiko darstellt, betrachten einige Zwiebelbauern/-bäuerinnen ihr Festhalten an der eigenständigen Saatgutvermehrung auch als Strategie zur Minimierung einer sehr viel versteckteren Gefahr: die zunehmende Abhängigkeit von Saatgutfirmen. Solange sie noch ihre eigenen

Zwiebelsamen produzieren, haben die LandwirtInnen die Freiheit, sich zwischen Eigenbau und zugekauftem Saatgut zu entscheiden. Nicht jedem scheint dieser Aspekt wichtig zu sein, denn wirklich unabhängig hinsichtlich ihrer Produktionsmittel sind Bauern und Bäuerinnen schon lange nicht mehr. Maschinen, Treibstoff, Düngemittel, Pestizide, Insektizide,... – all das muss ebenfalls extern zugekauft werden. Da kommt es aus Sicht mancher auf das Saatgut auch nicht mehr an. Auch kann man natürlich argumentieren, dass mit dem Zukauf all dieser Produktionsmittel nur eine Abhängigkeit – jene von der Natur – durch eine andere – jene von marktwirtschaftlich orientierten Unternehmen – ersetzt worden wäre (vgl. Hildenbrand et al. 1992: 44). Von diesem Standpunkt aus betrachtet, war der Bauer/die Bäuerin stets von irgendetwas oder irgendjemand abhängig. Doch die Unabhängigkeit von Saatgutfirmen impliziert mehr als die bloße Wahlfreiheit hinsichtlich der Zwiebelsorte. Vielmehr gewährleistet das Festhalten am Eigenbau die Möglichkeit, die Hofsorte ganz nach den eigenen Vorstellungen züchterisch zu verändern. Es ist das gestalterische Element, das mit der eigenständigen Saatgutvermehrung einhergeht und den Bauer/die Bäuerin somit befähigt, spezifische Sorteneigenschaften selbst zu bestimmen. Darüber hinaus haben Landsorten den Vorteil, dass sie sich durch den kontinuierlichen Anbau perfekt an sich verändernde Umweltbedingungen anpassen können. Derzeit beziehen die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen den Großteil ihres Saatguts von einer österreichischen Saatgutfirma, welche auf die regionsspezifischen Gegebenheiten des Laaer Beckens durch das Angebot von besonders trockenheitstoleranten Zwiebelsorten Rücksicht nimmt. Sollte diese Firma im Zuge des globalen Konsolidierungsprozesses im Saatgutbereich von einem Großkonzern übernommen werden, erscheint es äußerst fraglich, ob auch dann noch auf diese „speziellen Bedürfnisse“ eingegangen wird (vgl. Markus E., 18.1.2011). Eine Interviewpartnerin, welche die eigene Saatgutvermehrung in diesem Sinne als risikominimierendes Element betrachtet, meinte hinsichtlich des stetig wachsenden Einflusses der Saatgutfirmen: „Ich möchte eigentlich einfach unabhängig sein. [...] Ich glaub, die Firmen machen dann was sie wollen mit einem. Ich meine, sie haben schon noch eine gewisse Konkurrenz, weil es eben mehrere Firmen gibt, aber ... Ja, ich möchte da eher eigenständig sein, und die Betriebsmittel, wenn es geht, vom Betrieb nehmen“ (Claudia D., 12.3.2011).

### *5.3.3. Eigenbau als Maßnahme zur Erhöhung des eigenen Wohlbefindens*

Das persönliche Wohlbefinden muss keinesfalls immer an materielle Dinge wie monetäres Einkommen, Wohnraum, verfügbare Infrastruktur usw. gekoppelt sein. Vielmehr spielen auch das individuelle Gefühlsleben und die persönliche innere Ausgeglichenheit eine bedeutende

Rolle, wenn es darum geht, dem Leben Qualität zu geben und sich selbst wohlzufühlen. Auf den Zusammenhang zwischen Saatgut und Wohlbefinden bin ich zum ersten Mal bei meinem Interview mit Altbauer Fritz B. aufmerksam geworden. Obwohl auch sein Betrieb mittlerweile zu 50% auf Hybridanbau umgestellt ist, hängt sein Herzblut voll und ganz an der eigenen Hofsorte. Ich werde nie vergessen, wie er mir mit einem besonders schönen Exemplar „seiner“ *Gelben Laaer* in der Hand gegenüber saß, sie voller Stolz ansah und sagte: „Das ist das eigene Ich. Das ist mein Produkt“ (Fritz B., 28.2.2011). Mit dieser Zwiebel kann er sich identifizieren, das hat er geschaffen, und das will er auch an seine Nachkommen weitergeben. Hier kommt auch wieder das gestalterische Element zum Tragen, das ich im vorangegangenen Abschnitt angesprochen habe. Er kann sich nicht vorstellen, jemals komplett auf Hybridsorten umzusteigen, denn das würde ihm „das eigene Ich wegnehmen“ (ebd.). Dieses Gefühl des Stolzes, durch seine Arbeit und seine Erfahrung etwas für die Nachwelt geschaffen zu haben, führt dazu, dass er sich in seinem bäuerlichen Tun bestätigt sieht, sich damit identifizieren kann und sich damit wohl fühlt. Diese Zwiebel repräsentiert deutlich mehr als bloß eine besonders gut gelungene Ernte. Sie ist das Ergebnis jahrzehntelangen Arbeitens, Überlegens und Bemühens sowie das vorläufige Resultat eines fortwährenden Prozesses von „Versuch und Irrtum“. Erfolge wie auch Rückschläge spiegeln sich in dieser Zwiebel wider. Für den Altbauern steht sie für die Geschichte seines Lebens. Keine gekaufte Zwiebel der Welt könnte ihm das ersetzen.



Zwiebelvergleich bei Fritz B.: links eine Hybridsorte und rechts die selbständig vermehrte *Gelbe Laaer*

Nicht nur der Stolz auf die selbst gezüchteten Zwiebeln kann das individuelle Wohlbefinden positiv beeinflussen, sondern auch das Gefühl, einen persönlichen Beitrag zum Erhalt der alten Landsorten geleistet zu haben. Biobauer Johann Peitl hat aus persönlicher Überzeugung seine Zwiebelproduktion auf komplette Saatgut-Selbstversorgung umgestellt und sehr viel Engagement in den Erhalt und die Vermehrung regionaler Landsorten gesteckt. Es war ihm ein großes persönliches Bedürfnis, diese Sorten vor dem endgültigen Verschwinden zu bewahren und auf ihre Daseinsberechtigung hinzuweisen (vgl. Markus E., 18.1.2011). Ein weiteres Beispiel hierfür ist Zwiebelbäuerin Verena T. Sie hat ihre Hofsorte von ihrem Vater übernommen und möchte sie auch in Zukunft durch einen kontinuierlichen Anbau auf ihren Feldern vor dem Verschwinden bewahren. Sie schätzt die Vorteile der Landsorten bei trockenen Witterungsverhältnissen und ist froh, dass sie durch die Eintragung der *Gelben Laaer* in die Sortenliste, ihre Hofsorte auch in Zukunft vermarkten darf (vgl. Verena T., 1.3.2011).

Abschließend sei an dieser Stelle auch noch einmal auf das Gefühl der Unabhängigkeit verwiesen, das mit der eigenen Saatgutvermehrung einhergeht. Viele Produktionsmittel werden von den LandwirtInnen mittlerweile zugekauft, sodass man leicht der Ansicht verfallen könnte, auf eines mehr oder weniger käme es nicht mehr an. Aber Saatgut ist nicht *irgendein* Produktionsmittel, sondern eines der grundlegendsten, welches Ackerbau überhaupt erst möglich macht. Theoretisch könnte man sein Feld auch ohne Maschinen, Düngemitteln oder chemischen Pflanzenschutzmitteln bebauen – ohne Saatgut geht es aber nicht. Zu wissen, dass man darüber selbst frei verfügen kann, ist somit ebenfalls ein Aspekt, der zu einem gesteigerten Wohlbefinden beiträgt (vgl. Claudia D., 12.3.2011).

## 6. Schlussfolgerungen und Ausblick

Saatgut ist eine der bedeutsamsten Erfindung der Menschheit. Es ist die Ausgangsbasis unserer Kulturpflanzen, deren Anbau eine sesshafte Lebensweise erst möglich machte und auch heute noch einen Großteil der menschlichen Ernährung sicherstellt. Ausgehend von den *Wawilowschen Zentren* breitete sich Saatgut über fast den gesamten Globus aus, sodass auch Regionen mit einer ursprünglich geringen pflanzengenetischen Vielfalt ackerbaulich genutzt werden konnten. Über Jahrtausende hinweg wurde es von Bauern und Bäuerinnen, Gärtnern und Gärtnerinnen immer weiter entwickelt und auf die unterschiedlichsten spezifischen Bedürfnisse hin gezüchtet. Saatgut gab den Menschen die Möglichkeit, Nahrungspflanzen nach ihren eigenen Bedürfnissen und in großer Menge selbst herzustellen. Es brachte ein Stück Unabhängigkeit in die menschliche Nahrungsmittelversorgung. Seit den letzten 100 bis 150 Jahren kann allerdings ein gegenläufiger Trend beobachtet werden. Mit der Entstehung der professionellen Pflanzenzüchtung wurden erstmals konkrete Besitzansprüche an das Saatgut gestellt. Es wandelte sich zusehends von einem Gemeingut in eine Handelsware, deren Besitzrechte gesetzlich geschützt wurden. Neueste Entwicklungen im Biotechnologiebereich verlagerten zudem einen Teil der weltweiten Saatgutproduktion vom Feld ins Labor, von den Händen der LandwirtInnen in jene von WissenschaftlerInnen. Die auf diese Weise erzeugten Hohertragsorten entziehen sich mittlerweile vollständig der Verfügungsgewalt der Bauern/Bäuerinnen und Gärtner/Gärtnerinnen. Züchtungsarbeit und Pflanzenanbau wurden weitestgehend voneinander entkoppelt und Kulturpflanzen durch Hybridisierung ihrer Fruchtbarkeit beraubt, sodass heute nur noch ein ständig kleiner werdender Teil der bäuerlichen Bevölkerung sein Saatgut selbst vermehren und weiterzüchten kann.

Die Entwicklungen im Saatgutbereich wirken polarisierend, und der dadurch ausgelöste Diskurs förderte mit seinen divergierenden Betrachtungsweisen eine Vielzahl unterschiedlicher „Gesichter“ von Saatgut zutage. So wird es beispielsweise nicht nur als globale Ernährungsgrundlage und zentrales bäuerliches Produktionsmittel wahrgenommen, sondern ist gleichzeitig auch Ausdruck einer kultivierten Biodiversität und eines kulturellen Welterbes, das es zu bewahren und schützen gilt. Gleichzeitig ist Saatgut aber auch eine Handelsware und ein Forschungsobjekt. Seit der Biotechnologiesektor sich intensiv mit der Weiterentwicklung und (gentechnischen) Veränderung von Saatgut befasst, wird mit letzterem jedoch auch ein gewisses Gefahrenpotential verbunden. Mögliche negative

Auswirkungen, die in Zusammenhang mit den aktuellen Veränderungsprozessen befürchtet werden, sind beispielsweise eine rasch fortschreitende Erosion der Kulturpflanzenvielfalt, die Entstehung bäuerlicher Abhängigkeitsverhältnisse von multinationalen Saatgutkonzernen, eine in den besonderen Bedürfnissen der neuen Hochleistungssorten begründete Ressourcenverschwendung sowie die Gefahr der unkontrollierten Ausbreitung von GVOs. In den letzten Jahrzehnten kam es daher zur Gründung zahlreicher Institutionen und Organisationen, die sich dem Schutz von konventionell gezüchtetem Saatgut alter Landsorten verschrieben haben. Eine dieser Institutionen ist der Verein *Bauernsaat*, der für den Zwiebelanbau im Laaer Becken von zentraler Bedeutung ist.

Durch die vom Verein *Bauernsaat* ins Leben gerufene Initiative zur Erhaltung der Laaer Zwiebellandsorten haben die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen auch heute noch die Möglichkeit, ihr Saatgut selbständig zu vermehren und anzubauen. Sie müssen nicht auf jährlich neu zugekaufte Samen zurückgreifen, sondern können – wie auch schon Generationen vor ihnen – ihren Saatgutbedarf durch eigenen Nachbau decken. Der Zwiebelanbau hat in der Region eine lange Tradition und führte in den 1970er Jahren zu einem bemerkenswerten ökonomischen Aufschwung. Die Zwiebel – und hier insbesondere die regionalen Landsorten – hat eine große identitätsstiftende Wirkung auf die Gemeinde Unterstinkenbrunn im Allgemeinen und ihre Bauern und Bäuerinnen im Besonderen. Unterschiedlichste Institutionen weisen auf den Stellenwert der Laaer Zwiebel innerhalb der Region Laa hin. Sie ist nicht nur das wirtschaftliche Hauptstandbein der Zwiebelbauern/-bäuerinnen, sondern auch ein bedeutendes touristisches Aushängeschild. Das trockene Klima und das Fehlen jeglicher Bewässerungsmöglichkeiten haben den Laaer Zwiebellandsorten nicht nur ihren intensiven Geschmack eingebracht, sondern auch für deren Anpassung an das niederschlagsarme Umfeld gesorgt – zwei Eigenschaften für die sie auch heute noch sehr geschätzt werden.

Trotz der besonderen Bedeutung, die den Zwiebellandsorten im Laaer Becken zukommt, findet auch in Unterstinkenbrunn ein sukzessiver Umstieg von der eigenständigen Saatgutvermehrung auf zugekaufte Hybridsaaten statt. Das Ziel dieser Arbeit war es daher zu erforschen, weshalb sich die Zwiebelbauern und -bäuerinnen von Unterstinkenbrunn im Lauf der letzten Jahrzehnte zusehends von der Vermehrung und dem Anbau der Laaer Landsorten abgewandt haben, obwohl durch die aktive Erhaltungsarbeit des Vereins *Bauernsaat* eine komplette Beibehaltung des Eigenbaus (zumindest aus rechtlicher Sicht) möglich gewesen

wäre. Ich wollte eine Erklärung dafür finden, weshalb der externe Zukauf von F1-Saaten für viele LandwirtInnen attraktiver erscheint als die Fortsetzung der eigenständigen Saatgutvermehrung, obwohl die regionalen Landsorten an das trockene Klima des Laaer Beckens perfekt angepasst sind und die Produktionskosten für das eigene Saatgut deutlich unter den Preisen für Hybridsamen liegen.

Während meiner Feldforschungsaufenthalte zwischen Jänner und August 2011 hatte ich die Möglichkeit mit den Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern und -bäuerinnen in Kontakt zu treten, Interviews mit ihnen zu führen sowie die örtlichen Bedingungen für den Zwiebelanbau kennenzulernen. Ich konnte die Zwiebelproduktion von der Aussaat im März bis zur Ernte im August mitverfolgen, sah die für die Saatgutvermehrung gestupften Zwiebeln austreiben und Blütendolden ausbilden und konnte auf meinen zahlreichen Spaziergängen durch die Felder des Laaer Beckens ein Gefühl für die Landschaft und seine Menschen entwickeln, das mir dabei half, die Veränderungsprozesse der letzten Jahrzehnte besser zu verstehen. Ich erkannte, dass die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen ihre Entscheidungen nicht ausschließlich in Anlehnung an rationale Gesichtspunkte im Sinne eines ausschließlich profitorientierten *Homo economicus* treffen. Dies wäre ihnen aufgrund ihrer sozialen und kulturellen Einbettung sowie dem zwangsläufig unzureichenden und je nach Person unterschiedlichen Wissens- und Informationsstand auch gar nicht möglich. Stattdessen treffen die Unterstinkenbrunner Zwiebelbauern/-bäuerinnen für sie *sinnhafte* Entscheidungen, welche sowohl das angestrebte Ziel – das Familienwohl – als auch die jeweiligen Einschränkungen der Entscheidungsfreiheit widerspiegeln. Wirtschaftlicher Erfolg wird als wesentliche Voraussetzung zur Erreichung des Ziels betrachtet, entsprechend groß ist daher der Einfluss, den Profitdenken auf den bäuerlichen Entscheidungsfindungsprozess hat. Allerdings dürfen die Strategien, die zu wirtschaftlichem Erfolg führen sollen, weder auf Kosten des eigenen Wohlbefindens gehen noch die Wünsche und Bedürfnisse der Haushaltsmitglieder unberücksichtigt lassen. Im Endeffekt ist es der Haushalt, der – als Summe der in ihm lebenden und arbeitenden Mitglieder – betriebsbezogene Entscheidungen trifft. Der potentielle Handlungsspielraum wird dabei von einem betriebsextern bestimmten „Rahmen der Möglichkeiten“ vorgegeben, der das Spektrum möglicher Handlungsstrategien festlegt. Innerhalb dieses Rahmens können die Unterstinkenbrunner LandwirtInnen für sie sinnhafte Entscheidungen treffen. Dieser Rahmen ist allerdings keine Konstante, sondern ist vielmehr von einem ständigen Wandel geprägt. Veränderte Rahmenbedingungen bedeuten automatisch einen veränderten

Handlungsspielraum, sodass es für den Zwiebelbauer/die Zwiebelbäuerin eventuell notwendig sein kann, sich durch die Entscheidung für neue Strategien daran anzupassen.

Ich habe in dieser Arbeit argumentiert, dass ich in den Veränderungen des „Rahmens der Möglichkeiten“, die seit den 1950er Jahren einen Einfluss auf die Unterstinkenbrunner Zwiebelbetriebe hatten, den Hauptgrund für den sukzessiven Umstieg von einer eigenständigen Saatgutvermehrung auf den Zukauf von Hybridsaaten sehe. Wenn sich der „Rahmen der Möglichkeiten“ ändert, kann eine Änderung der betrieblichen Produktionsstrategien notwendig werden. Durch das mit den veränderten Rahmenbedingungen zusammenhängende Eröffnen neuer Handlungsoptionen als auch dem Schaffen bis dato unbekannter Herausforderungen oder Einschränkungen, kann Hybridanbau für einige Bauern und Bäuerinnen zu einer geeigneten – wenn nicht sogar notwendigen – Strategie in ihrem Streben nach wirtschaftlichem Erfolg und – in weitere Folge – dem Familienwohl werden. Im Laufe der letzten Jahrzehnte kam es bei einer ganzen Reihe von Rahmenbedingungen zu einschneidenden Veränderungen. Immer mehr Anforderungen des Marktes mussten in immer kürzerer Zeit und mit einer sich stetig reduzierenden Anzahl von Arbeitskräften erfüllt werden. Zusätzlich erschwerten eine nachlassende Bodengesundheit und eine, durch die Mechanisierung bedingte, höhere Beanspruchung der Zwiebeln, das Erfüllen der strenger werdenden Qualitätskriterien von Handel und weiterverarbeitender Industrie. Hybridsaatgut stellte häufig eine verlockende Alternative dar, wenn mit dem Eigenbausamen der gewünschte Erfolg nicht (rasch genug) erzielt werden konnte. Darüber hinaus kann mit Hybridsorten – ideale Anbaubedingungen vorausgesetzt – ein höherer Ernteertrag als mit den Landsorten erzielt werden. Dieser Aspekt stellt für die LandwirtInnen einen nicht zu verachtenden Anreiz dar, der die höheren Kosten für das gekaufte Saatgut sowie das mögliche Risiko von Ernteaussfällen unter weniger idealen Bedingungen zu rechtfertigen scheint. Gedanken über eine daraus resultierende Abhängigkeit von Saatgutfirmen oder den drohenden Verlust der lokalen Landsorten und der damit verbundenen Möglichkeit zur Saatguteigenversorgung machen sich nur wenige LandwirtInnen. Es scheint ein gewisses Gefühl der „Machtlosigkeit“ vorzuherrschen, da man sich selbst nur als ein kleines Rädchen in einer riesigen Maschinerie, die Landwirtschaft heißt, betrachtet. Die Unterstinkenbrunner Bauern und Bäuerinnen sind in vielerlei Hinsicht von externen Lieferanten abhängig – auf ein Abhängigkeitsverhältnis mehr oder weniger kommt es nach Ansicht einiger LandwirtInnen nicht mehr an.

Wie die Zukunft der eigenständigen Saatgutvermehrung und somit von *Gelber Laaer und Co.* aussehen wird, ist schwer vorherzusagen. Für einige LandwirtInnen scheint sie nur noch ein „Auslaufmodell“ zu sein, das mit dem Ende des aktuellen ÖPUL-Programms und der damit einhergehenden Einstellung der SLK-Prämienzahlungen endgültig der Vergangenheit angehören wird. Andere sind von der Qualität, Verlässlichkeit und Anpassungsfähigkeit der Landsorten überzeugt und können sich einen Fortbestand ihres Betriebes ohne diese kaum vorstellen. Durch gewissenhafte Selektions- und Vermehrungsarbeit ernten sie weit mehr als nur wirtschaftlichen Erfolg. Stolz, Identität und Anerkennung sind für einige LandwirtInnen ebenfalls untrennbar mit dem Eigenbau verbunden. Die Frage ist jedoch, ob auch zukünftig eine ausreichend große Anzahl an Zwiebelbauern und -bäuerinnen an der eigenständigen Saatgutvermehrung festhalten wird, um den für den Fortbestand der Landsorten notwendigen „Genpool“ sowie das für die Vermehrungsarbeit erforderliche Expertenwissen aufbieten zu können.

Es werden somit auch in Zukunft die jeweils vorherrschenden Rahmenbedingungen darüber entscheiden, welchen Weg die Saatgutverwendung in Unterstinkenbrunn gehen wird und ob die Zwiebelbauern und -bäuerinnen den Anbau selbstvermehrter Landsorten weiterhin als eine für ihre Ziele und Bedürfnisse sinnhafte Strategie erachten werden. Der aktuell bei einigen Gemüsesorten zu verzeichnende Trend in Richtung Sortenvielfalt und optische Heterogenität könnte sich in den kommenden Jahren noch stärker auf den Zwiebelbereich ausweiten und somit eine größere Marktnische als bisher bieten. Gleichzeitig ist es denkbar, dass eine Häufung außerordentlich niederschlagsarmer Anbaujahre eine Renaissance der trockenheitstoleranten Zwiebellandsorten einläutet. Die möglichen Zukunftsszenarien sind vielfältig und in manchen Fällen durchaus positiv hinsichtlich der Erhaltung dieses Stücks kultivierter Biodiversität. Die Entwicklungen der nächsten Jahre werden zeigen, ob sich die Landsorten im kommerziellen Zwiebelanbau gegenüber den Hybridzüchtungen behaupten können. Ich persönlich würde es mir wünschen, denn: Saatgut ist etwas Wunderbares.

## 7. Abkürzungsverzeichnis

AGES	Österreichische Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit GmbH
AMA	Agrarmarkt Austria Marketing GmbH
BAST	Bezirksabgabestelle
BMLFUW	Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft (auch „Lebensministerium“ genannt)
EWG	Europäische Wirtschaftsgemeinschaft
FAO	Food and Agriculture Organization of the United Nations
FTB	Feldtagebuch
GVO	Gentechnisch veränderter Organismus
IG	Interessengemeinschaft
KÖN	Kompetenzzentrum Ökolandbau Niedersachsen
LAPRO	Landesproduktenhandelsgesellschaft
NGO	Nicht-Regierungsorganisation
ÖPUL	Österreichisches Programm zur Förderung einer umweltgerechten, extensiven und den natürlichen Lebensraum schützenden Landwirtschaft)
ÖWB	Österreichisches Wörterbuch
SLK	Seltene Landwirtschaftliche Kulturpflanzen
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
USDA	United States Department of Agriculture

## 8. Interviewverzeichnis

In chronologischer Reihenfolge:

<u>Datum</u>	<u>Interviewpartner</u>
18.1.2011	Johann Peitl (Experteninterview)
26.2.2011	Peter F.
27.2.2011	Katharina S. (1. Interview)
28.2.2011	Franz und Regina L.
28.2.2011	Fritz, Paul und Barbara B.
29.2.2011	Horst und Susanne M.
29.2.2011	Verena T.
12.3.2011	Claudia und Thomas D.
12.3.2011	Stefan R.
13.3.2011	Kurt R.
13.3.2011	Gerhard F.
14.3.2011	Katharina S. (2. Interview)
14.3.2011	Klaus A.
14.3.2011	Hilde und Erika N.
09.4.2011	Erich H.
10.4.2011	Konrad und Bernhard J.
10.4.2011	Sebastian S.
30.5.2011	Markus E.
20.8.2011	Wolfgang G. (informelles Gespräch am Zwiebelfest in Laa/Thaya)

## 9. Quellenverzeichnis

Agrarmarkt Austria. *ÖPUL 2007 - Seltene landwirtschaftliche Kulturpflanzen (SLK)*.  
[http://www.ama.at/Portal.Node/ama/public?genetics.rm=PCP&genetics.pm=gti\\_full&p.contentid=10008.47328&MEBSLK.pdf](http://www.ama.at/Portal.Node/ama/public?genetics.rm=PCP&genetics.pm=gti_full&p.contentid=10008.47328&MEBSLK.pdf), 7.12.2011.

Aigner, Susanne/Leopold, Jochen (2007). *Forschungsring-Info Nr. 1. Zum Ausschluss von cms-Hybriden bei Demeter*.

<http://forschungsring.de/fileadmin/forschungsring/pdf/Info-Nr-1-CMS-Hybriden.pdf>,  
13.2.2012.

Alge, Guntram et al. (1992). Einfluß der Landnutzung auf den Boden und seine Funktionen.  
In: Brunner, Karl/Winiwarter, Verena (Hg.): *Aufbruch in die Zukunft der Landwirtschaft*.  
Wien u.a.: Böhlau, 23-32.

Amt der NÖ Landesregierung (2008). Auslaufmodell Rastersiedlung. Offen oder geschlossen? In: *NÖ gestalten* Nr. 120, 32-33.

Amt der NÖ Landesregierung (2010). *Der Grüne Bericht 2010. Bericht über die wirtschaftliche und soziale Lage der Land- und Forstwirtschaft in Niederösterreich*.

<http://www.noe.gv.at/Land-Forstwirtschaft/Landwirtschaft/Gruener-Bericht/GruenerBericht.html>, 20.2.2012.

Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaft (2001). *Verordnung (EG) Nr. 1508/2001 der Kommission vom 24. Juli 2001 zur Festlegung der Vermarktungsnorm für Zwiebeln und zur Änderung der Verordnung (EWG) Nr. 2213/83*.

<http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:L:2001:200:0014:0018:DE:PDF>,  
9.12.2011.

Austrosaat (2010). *Preisliste zum Katalog für den Erwerbsgartenbau 2011*. Wien, Graz.

Balter, Michael (2005). The Seed of Civilization. *Smithsonian*, 36(5): 68-74.

Beck, Kurt/Spittler, Gerd (1996). Einleitung. In: Beck, Kurt/Spittler, Gerd (Hg.): *Arbeit in Afrika*. Hamburg: LIT Verlag, 1-24.

Borowiak, Craig (2004). *Farmer's Rights: Intellectual Property Regimes and the Struggle over Seeds*. In: *Politics & Society* Vol. 32 Nr. 4, 511-543.

Brockhaus-Enzyklopädie (1992). Bd. 19. Rut – Sch. Mannheim: Brockhaus.

Bruckmüller, Ernst (2002). Vom „Bauernstand“ zur „Gesellschaft des ländlichen Raumes“ – Sozialer Wandel in der bäuerlichen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. In: Ledermüller, Franz (Hg.): *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik – Gesellschaft – Wirtschaft*. Wien: Ueberreuter, 409-591.

Buttel, Frederick H. (2005). „The Environmental and Post-Environmental Politics of Genetically Modified Crops and Food“, In: *Environmental Politics* Nr. 14(3), 309-323.

Candolle, Alphonse de (1884). *Der Ursprung der Culturpflanzen*. Leipzig: Brockhaus.

Christ, Manfred (2010). Am Anfang war das Saatgut. Von der Agrokultur zum Agrobusiness und die Gefährdung unserer Ernährungsgrundlage. In: Christ, Manfred (Hg.): *Bedrohte Saat. Saatgutpflege und der Kampf gegen die Macht der Agrokonzerne*. Dornach: Pforte Verlag, 11-48.

Cummings, Claire Hope (2008). *Uncertain Peril. Genetic Engineering and the Future of Seeds*. Boston: Beacon Press.

Deutsche Pflanzenforschung.

<http://www.pflanzenforschung.de> , 26.12.2011.

DUDEN (2000). *Die deutsche Rechtschreibung*. 22. Auflage. Mannheim: Brockhaus.

Duke, James A. (2010). *Heilende Nahrungsmittel*. München: Arkana.

Ehmer, Josef (2008). Alter und Arbeit in der Geschichte. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2008(1): *Arbeit im Lebenszyklus*. Berlin: Akademie Verlag, 23-30.

Ellen, Roy (1994). Modes of Subsistence: Hunting and Gathering to Agriculture and Pastoralism. In: Ingold, Tim (Hg.): *Companion Encyclopedia of Anthropology*. London, New York: Routhledge, 197-225.

Eurostat. *Zwiebeln Erzeugung*.

<http://epp.eurostat.ec.europa.eu/tgm/table.do?tab=table&plugin=1&language=de&pcode=tag00111>, 10.8.2011.

Falschlunger, Gabriele (2006). *Nachbau von Saatgut lokaler Getreide- und Gemüsesorten in Nordtirol. Kulturarten, ErhalterInnen, Einflussfaktoren und der Beitrag des Biologischen Landbaus*. Wien: Univ. Dipl. Arb.

FAO (a). *What is Happening to Agrobiodiversity?*

<http://www.fao.org/docrep/007/y5609e/y5609e02.htm>, 26.12.2011.

FAO (b). *Countries by Commodity*.

<http://faostat.fao.org/site/339/default.aspx>, 10.8.2011.

FAO (2010). *Statistical Yearbook*.

[http://www.fao.org/fileadmin/templates/ess/ess\\_test\\_folder/Publications/yearbook\\_2010/d02.xls](http://www.fao.org/fileadmin/templates/ess/ess_test_folder/Publications/yearbook_2010/d02.xls), 5.4.2011.

Federico, Giovanni (2005). *Feeding the World. An Economic History of Agriculture, 1800-2000*. Princeton, Oxford: Princeton University Press.

Flick, Uwe (2010). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Forbes, Hamish (1995). Of Grandfathers and Grand Theories: the Hierarchised Ordering of Responses to Hazard in a Greek Rural Community. In: Halstead, Paul/O'Shea, John (Hg.): *Bad Year Economics: Cultural Responses to Risk and Uncertainty*. Suffolk: Cambridge University Press, 87-97.

Fuchs, Nikolai (2010). Agro-Gentechnik – Stolperstein für eine gesellschaftliche Neuorientierung. In: Christ, Manfred (Hg.): *Bedrohte Saat. Saatgutpflege und der Kampf gegen die Macht der Agrokonzerne*. Dornach: Pforte Verlag, 89-116.

Garine, Igor de (1994). The Diet and Nutrition of Human Populations. In: Ingold, Tim (Hg.): *Companion Encyclopedia of Anthropology*. London, New York: Routledge, 226-264.

Gemeinde Unterstinkenbrunn. *Geschichte*.

<http://www.unterstinkenbrunn.at/system/web/zusatzseite.aspx?menuonr=218734674&detailonr=218739797>, 8.8.2011.

Genuss Region Österreich (a). *Laaer Zwiebel*.

<http://www.genuss-region.at/laaer-zwiebel>, 10.8.2011.

Genuss Region Österreich (b). *Genuss Region Österreich: Die Initiative*.

<http://www.genuss-region.at/article/archive/8820>, 15.8.2011.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. New York: De Gruyter.

Goethe, Tina (2010). Leere Versprechen, volle Kassen. Gentechnologie in der Landwirtschaft und das Geschäft mit dem Hunger. In: Christ, Manfred (Hg.): *Bedrohte Saat. Saatgutpflege und der Kampf gegen die Macht der Agrokonzerne*. Dornach: Pforte Verlag, 117-146.

Greverus, Ina-Maria (1989). Landflucht und Revitalisierung der Dörfer. In: Hettlage, Robert (Hg.): *Die post-traditionale Welt der Bauern*. Frankfurt/Main: Campus Verlag, 247-285.

Groier, Michael (2004). *Wachsen und Weichen. Rahmenbedingungen, Motivationen und Implikationen von Betriebsaufgaben in der österreichischen Landwirtschaft.*

<http://www.laendlicher-raum.at/article/articleview/35521/1/10483>, 14.01.2012.

Gudeman, Stephen (2008). *Economy's Tension: the Dialectics of Community and Market.* New York (u.a.): Berghahn Books.

Hagel, Ingo (2001). Zwischen Kosmos und Erde. II. Verlust an Nahrungsqualität durch Hybridsaatgut. In: *Das Goetheanum* Nr. 47/2001, 867-869.

Hanisch, Ernst (2002). Die Politik und die Landwirtschaft. In: Ledermüller, Franz (Hg.): *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik – Gesellschaft – Wirtschaft.* Wien: Ueberreuter, 15-189.

Heistinger, Andrea (2001). *Die Saat der Bäuerinnen. Saatkunst und Kulturpflanzen in Südtirol.* Innsbruck: Loewenzahn.

Heistinger, Andrea (2008). „Wenn der Samen nicht mehr keimt, hat er keine Seele mehr“. Fruchtbarkeit von Kulturpflanzen im Kontext bäuerlicher und professioneller Pflanzenzüchtung. In: Herzog-Schröder, Gabriele et al. (Hg.): *Fruchtbarkeit und Kontrolle? Zur Problematik der Reproduktion in Natur und Gesellschaft.* Frankfurt, New York: Campus Verlag, 320-344.

Heistinger, Andrea (2010). *Handbuch Bio-Gemüse.* Innsbruck: Loewenzahn.

Hildenbrand, Bruno et al. (1992). *Bauernfamilien im Modernisierungsprozess.* Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.

Hofmann, Thomas (2000). *Das Weinviertel und das Marchfeld.* Wien: Falter Verlag.

Hopp, Gerhard et al. (2010). *Die CSU: Strukturwandel, Modernisierung und Herausforderungen einer Volkspartei.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Jaffee, Steven/Srivastava, Jitendra (1994). The Roles of the Private and Public Sectors in Enhancing the Performance of Seed Systems. In: *The World Bank Research Observer* Vol. 9, Nr. 1, 97-117.

Kainz, Elisabeth (1996). *Die Zwiebel-Fibel aus dem Land um Laa an der Thaya*. Neudorf bei Staatz: Regionalentwicklungsverein – Das Land um Laa an der Thaya.

Kallbrunner, Hermann (1947). *Saatgut und Saat*. Wien: Scholle Verlag.

Kieser, Albrecht (2009). Pflanzensamen im Eistresor. Wem nutzt die Welt-Saatgutbank in Spitzbergen?

<http://www.br-online.de/bayern2/iq-wissenschaft-und-forschung/iq-feature-welt-saatgutbank-ID1244477230514.xml>, 24.5.2011.

Kittel, Günther et al. (1991). „*Des muaß amol wieda aundas werdn!*“ *Bildung und Strukturwandel in der Landwirtschaft*. München: Profil Verlag.

Klett, Manfred (2010). Die Entstehung der Kulturpflanzen und das Saatgut als Kulturerbe der Menschheit. In: Christ, Manfred (Hg.): *Bedrohte Saat. Saatgutzufucht und der Kampf gegen die Macht der Agrokonzerne*. Dornach: Pforte Verlag, 49-87.

Kloppenburg, Jack Ralph (1990). *First the Seed. The Political Economy of Plant Biotechnology, 1492 – 2000*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.

Koller, Beate (2009). Von Zwiebeln und Menschen. In: *Arche Noah Magazin* Nr. 07/2009, 6-8.

Landwirtschaftskammer Österreich (2010). *Pflanzlicher Bereich\_Zahlen 2009*.

<http://www.agrarnet.info/index.php?id=2500%2C%2C900200%2C%2CeF9LRVIXT1JEX0FbMF09MTIw>, 2.8.2011.

Langthaler, Ernst (2003). Agrarwende in der Ebene. Eine Region im niederösterreichischen Flach- und Hügelland. In: Bruckmüller, Ernst et al. (Hg.): *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Regionen – Betriebe – Menschen*. Wien: Ueberreuter. 651-740.

Langthaler, Ernst (2008). Landwirtschaft in der Globalisierung (1870-2000). In: Cerman, Markus et al. (Hg.): *Agrarrevolutionen. Verhältnisse in der Landwirtschaft vom Neolithikum zur Globalisierung*. Innsbruck u.a.: Studien Verlag, 249-270.

Langthaler, Ernst (2010). Landwirtschaft vor und in der Globalisierung. In: Sieder, R./Langthaler, Ernst (Hg.): *Globalgeschichte 1800-2010*. Wien (u.a.): Böhlau, 135-169.

Lappé, Marc/Bailey, Britt (1999). *Against the Grain: Biotechnology and the Corporate Takeover of your Food*. London: Earthscan Publications.

Lebensministerium (2010a). *Gemüse-Anbauflächen*.

<http://duz.lebensministerium.at/duz/duz/theme/view/1049172/779035/874/700?REF=popup>, 10.8.2011.

Lebensministerium (2010b). *Gemüse-Ernteergebnisse*.

<http://duz.lebensministerium.at/duz/duz/theme/view/1050473/779035/874/700?REF=popup>, 10.8.2011.

Lebensministerium (2010c). Grüner Bericht 2010.

[www.gruenerbericht.at](http://www.gruenerbericht.at), 10.1.2012.

Lehner, Bernadette (2008). „*In da Natur wird da Boden nie um'draht*“.

*Minimalbodenbearbeitung im Biolandbau – eine ethnologische Annäherung*. Wien: Univ. Dipl. Arb.

Lohrer, Thomas (2001). *Stichwort des Monats: Die Gattung Fusarium*.

<http://www.hswt.de/fgw/infodienst/2001/august/pflanzenschutz-1.html>, 6.12.2011.

Lotter, Don (2008). „The Genetic Engineering of Food and the Failure of Science – Part 1: The Development of a Flawed Enterprise“. In: *International Journal of Sociology of Agriculture and Food* Nr. 16(1), 31-49.

Maschinenring (2011). *Preisliste Stand 2011*.

[http://www.maschinenring.at/default.asp?id=117202&medium=MR\\_OOE\\_29&sstr=preisliste](http://www.maschinenring.at/default.asp?id=117202&medium=MR_OOE_29&sstr=preisliste), 6.12.2011.

Mendel-Regeln. *Die Mendelschen Gesetze*.

<http://www.mendel-regeln.de/html/page01.html>, 6.12.2011.

Moon, Rosemary (2002). *Zwiebeln. Rezepte aus aller Welt*. München: Bassermann Verlag.

Mooney, Pat Roy (1981). *Saat-Multis und Welthunger. Wie die Konzerne die Nahrungsschätze der Welt plündern*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Netting, Robert McC. (1974). Agrarian Ecology. In: *Annual Review of Anthropology* Vol 3, 21-56.

Ortiz, Sutti (2005). Decisions and Choices: the Rationality of Economic Actors. In: Carrier, James G. (Hg.): *A Handbook of Economic Anthropology*. Cheltenham (UK), Northampton (USA): Edward Elgar, 59-77.

Ökolandbau (2011). *Aus der Forschung: Säckzwiebelanbau*.

<http://www.oekolandbau.de/erzeuger/pflanzenbau/gemuesebau/feldgemuese/saezwiebelanbau-produktion-steigern-und-qualitaet-verbessern/>, 7.12.2011.

Österreichische Agentur für Gesundheit und Ernährungssicherheit GmbH (AGES). *SLK – Seltene Landwirtschaftliche Kulturpflanzen*.

<http://www.ages.at/ages/slk/>, 7.12.2011.

Österreichische Sortenliste (2011). *Landwirtschaftliche Arten*.

[http://www.baes.gv.at/uploads/media/Sortenliste\\_2011.pdf](http://www.baes.gv.at/uploads/media/Sortenliste_2011.pdf), 26.12.2011.

Österreichischer Weinreiseführer (2001). *Östliches Weinviertel*. Wien: Österreichischer Agrarverlag.

ÖWB (2004). *Österreichisches Wörterbuch. Schulausgabe*. 39. Auflage. Wien: öpv & hpt Verlag.

Pacyna, Günther (1958). *Agrarfabriken oder Bauernhöfe? Das Landvolk im Zeitalter der industriellen Gesellschaft*. Hamburg: Holsten-Verlag.

Paeger, Jürgen (2009). *Das Zeitalter der Landwirtschaft. Die Entstehungsgebiete der Landwirtschaft*.

<http://www.oekosystem-erde.de/html/entstehungsgebiete.html>, 16.12.2011.

PhytomedWiki. *Bodenbürtig*.

<http://wiki.phytomedizin.org/wiki/Bodenb%C3%BCrtig>, 6.12.2011.

Pinstrup-Andersen, Per (2001). *Seeds of Contention: World Hunger and the Global Controversy over GM Crops*. Baltimore: The John Hopkins University Press.

Pringle, Peter (2005). *Food, inc.: Mendel to Monsanto – the Promises and Perils of the Biotech Harvest*. New York: Simon & Schuster.

Reiter, Barbara/Wistuba, Michael (2008). *Wachau, Wald- und Weinviertel*. Erlangen: Michael Müller Verlag.

Sandgruber, Roman (2002). Die Landwirtschaft in der Wirtschaft – Menschen, Maschinen, Märkte. In: Ledermüller, Franz (Hg.): *Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft im 20. Jahrhundert. Politik – Gesellschaft – Wirtschaft*. Wien: Ueberreuter, 191-406.

Schacker, Michael/McKibben, Bill (2008). *A Spring without Bees: how Colony Collapse Disorder has Endangered our Food Supply*. Guilford: The Lyons Press.

Schwanitz, Franz (1957). *Die Entstehung der Kulturpflanzen*. Berlin u.a.: Springer Verlag.

Shiva, Vandana (2000). *Stolen Harvest. The Hijacking of the Global Food Supply*. Cambridge, MA: South End Press.

Sommer, Eva/Höbaus, Erhard (2010). *Laaer Zwiebel*.  
<http://www.traditionelle-lebensmittel.at/article/articleview/72038/1/26091/>, 2.8.2011.

Stadtgemeinde Laa an der Thaya. *Zwiebelfest*.  
<http://www.zwiebelfest.at>, 10.8.2011.

Statistik Austria (2010). *Probezählung 2006: Arbeitsstätten*.  
<http://www.statistik.at/blickgem/pz8/g31652.pdf>, 9.8.2011.

Statistik Austria (2011). *Ein Blick auf die Gemeinde Unterstinkenbrunn*.  
<http://www.statistik.at/blickgem/blick1/g31652.pdf>, 4.12.2011.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion.

Stewart, C. Neal Jr. (2004). *Genetically Modified Planet. Environmental Impacts of Genetically Engineered Plants*. New York: Oxford University Press.

Strathern, Marilyn (2001). The Patent and the Malanggan. In: *Theory, Culture & Society* Nr. 18(4), 1-26.

Syngenta (2010). *Strategien für gesundes Zwiebelgemüse*.  
[http://www.syngenta.de/syngenta\\_infos/zip\\_dateien/Bestimmungshilfe\\_Zwiebel.pdf](http://www.syngenta.de/syngenta_infos/zip_dateien/Bestimmungshilfe_Zwiebel.pdf),  
6.12.2011.

Tourismus- und Innovationsverein Land um Laa. *Hanf & Zwiebel & Co*.  
<http://www.landumlaa.at>, 15.8.2011.

Uekötter, Frank (2010). *Die Wahrheit ist auf dem Feld. Eine Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

UNESCO (1972). *Welterbekonvention*.

<http://www.unesco.de/welterbekonvention.html>, 23.5.2011.

USDA. *U.S. Onion Statistics*.

<http://usda.mannlib.cornell.edu/usda/ers/94013/Table67.xls>, 10.8.2011.

*Vereinsregisterauszug zum Stichtag 28.01.2011*.

<http://zvr.bmi.gv.at/Start>, 26.12.2011.

Weinrich, Christa (2008). *Mischkultur im Hobbygarten*. Stuttgart: Ulmer.

Wolf, Eric R. (1966). *Peasants. Foundations of Modern Anthropology Series*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Wünsch, Steffen (2009). *Das Massensterben der Honigbiene Apis mellifera (Colony Collapse Disorder): Eine Diskussion möglicher Ursachen*. München, Ravensburg: Grin Verlag.

Zeiler, Stephanie (2003). Patente machen hungrig. *Lateinamerika-Nachrichten* (online-Version) Nr. 349/350 – Juli/August 2003.

<http://www.lateinamerika-nachrichten.de/index.php?/artikel/537.html>, 23.5.2011.

Zohary, Daniel/Hopf, Maria (1993). *Domestication of Plants in the Old World: The Origin and Spread of Cultivated Plants in West Asia, Europe, and the Nile Valley*. New York: Oxford University Press Inc.

## **Abstract**

In der kommerziellen Landwirtschaft findet der Einsatz von Hybridsaatgut eine immer größere Verbreitung. Selbständig vermehrtes Saatgut regionaler Landsorten wird dadurch von den Feldern verdrängt. Dies ist auch in dem Weinviertler Zwiebeldorf Unterstinkenbrunn der Fall, wo es zwar derzeit noch eine Koexistenz dieser beiden Saatgutarten gibt, sich der Anbau von Hybridsorten jedoch im Vormarsch befindet. Neben grundlegenden Ausführungen zur Entstehung und Bedeutung von Kulturpflanzensaatgut im Allgemeinen sowie dem Zwiebelanbau in Unterstinkenbrunn im Besonderen, beschäftigt sich diese mittels qualitativer Forschungsmethoden durchgeführte Studie vor allem mit den Ursachen, die bei den betroffenen LandwirtInnen im Lauf der letzten Jahrzehnte zu einer zunehmenden Abwendung vom eigenen Zwiebelsaatgut geführt haben. Ich argumentiere, dass die Zwiebelbauern/-bäuerinnen mit sich ständig wandelnden Rahmenbedingungen (wie bspw. Verfügbarkeit von Zwiebelsorten, Arbeitskräften und fruchtbarem Boden, voranschreitende Mechanisierung, Anforderungen des Marktes) konfrontiert sind. Diese Veränderungen veranlassen sie dazu, ihre Handlungsstrategien den neuen Rahmenbedingungen kontinuierlich anzupassen, um ihrem Wunsch nach wirtschaftlichem Erfolg und gesteigertem Familienwohl näher zu kommen. Der Umstieg auf zugekauftes Hybridsaatgut ist dabei eine häufig gewählte Strategie, um unter den sich wandelnden Rahmenbedingungen flexibel und erfolgreich agieren zu können. Der Entscheidungsfindungsprozess der LandwirtInnen wird dabei nicht von rationalen, rein profitorientierten Überlegungen bestimmt. Vielmehr sind die getroffenen Entscheidungen Ausdruck eines sinnhaften Handelns, das die jeweilige Betriebs- und Lebenssituation der einzelnen LandwirtInnen widerspiegelt.

# Lebenslauf

## Persönliche Daten:

Geburtstag, -ort: 2. Dezember 1974, Wien  
Staatsangehörigkeit: Österreich  
Familienstand: Lebensgemeinschaft, 1 Tochter

## Schulischer, beruflicher und universitärer Werdegang:

09/1981 – 06/1985 Volksschule in 1200 Wien  
09/1985 – 06/1989 Bundesrealgymnasium in 1090 Wien  
09/1989 – 06/1992 Bundeshandelsschule in 1220 Wien  
08/1992 – 04/1995 Stanek & Stefan Senft Reisebüro GmbH  
als kaufmännische Angestellte  
04/1995 – 03/1996 GAMMA MineralölhandelsgesmbH  
als kaufmännische Angestellte  
07/1996 – 11/1998 OMV AG  
als kaufmännische Angestellte  
11/1998 – 09/2000 Mutterschutz und Karenz  
09/2000 – 09/2001 Bildungskarenz  
11/2001 – 05/2005 YORK International GesmbH  
als kaufmännische Angestellte  
10/2004 – 06/2005 Vorbereitung bzw. Ablegen der Studienberechtigungsprüfung  
parallel dazu Studium der Kultur- und Sozialanthropologie als  
außerordentliche Studentin an der Universität Wien  
10/2005 – 04/2012 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie als ordentliche  
Studentin an der Universität Wien  
03/2006 – 10/2011 Studium der Politikwissenschaft an der Universität Wien  
09/2009 – 07/2010 ERASMUS-Studienjahr an der University of Nottingham (UK)  
im Rahmen des Studiums der Politikwissenschaft  
seit 10/2010 Green Solution Kälte-Klima-Energietechnik GmbH  
als Assistentin der Geschäftsleitung

### **Zusätzliche Ausbildungen und Tätigkeiten:**

08/2010:

WWOOF-Aufenthalt auf einem Kärntner Bio-Bauernhof

2006, 2007 und 2009:

Teilnahme an der Sommerakademie am Friedenszentrum Burg Schlaining

03-08/2008:

Praktikum als Projektmitarbeiterin am Institut für Friedenssicherung und Konfliktmanagement (IFK) der Landesverteidigungsakademie Wien

01/2008:

Teilnahme am Workshop „Sorting Out the Mess“ am IFK

2005-2010:

div. Sprachkurse:

- Englisch div. Fortgeschrittenen- und Spezialkurse auf C1-Niveau (am Sprachenzentrum der Universität Wien und an der University of Nottingham)
- Bambara Anfänger- und Fortgeschrittenenkurse (am Institut für Afrikanistik der Universität Wien)
- Portugiesisch Anfängerkurs (am Institut für Romanistik der Universität Wien)
- Französisch Anfängerkurs (am Sprachenzentrum der Universität Wien)

mehrere MS Office-Kurse (Word, Excel, Powerpoint)

### **Publikationen:**

2010 Kindersoldaten: Opfer oder Täter? – Ein moralisches und definatorisches Dilemma, in: SAFRAN 06 Schlaininger Arbeitspapiere für Friedensforschung, Abrüstung und nachhaltige Entwicklung, online:

[http://www.thomasroithner.at/cms/images/buecher/safran\\_06\\_leitner\\_hackl\\_roithner.pdf](http://www.thomasroithner.at/cms/images/buecher/safran_06_leitner_hackl_roithner.pdf)